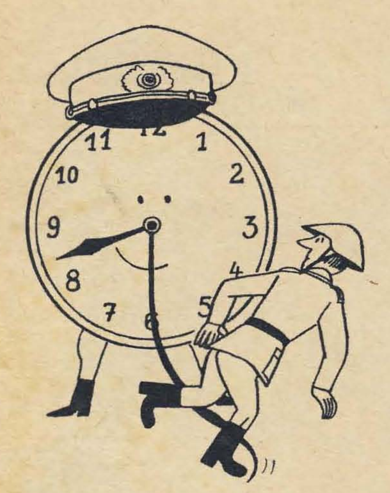
ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 7 • JULI 1967 • PREIS MDN 1,–

Stabsübung. Man arbeitet weit in die Nacht hinein. Jedoch nicht nur hier herrscht Hochbetrieb. Auch die Spezialeinheit eines anderen Verbandes übt zur gleichen Zeit. Dem übergeordneten Kommando erscheint es zweckmäßig, beide Handlungen miteinander zu verbinden. Zumal damit eine höhere Realität erreicht wird . . .
So liegen am Abend ein Unteroffizier und fünf Soldaten auf der Lauer. Vor ihnen erhebt sich der Zaun einer Kaserne. Sie haben die Aufgabe, unbemerkt einzudringen und dort wichtige Anlagen zu vernichten. Die „Dynamitladung" ist in diesem (Übungs-)Fall ein Zettel mit dem Vermerk: „Dieser Munitionsbunker ist gesprengt!"
Es gelingt ihnen, am Kfz.-Park durch den Zaun zu schlüpfen. Die vielen Fahrzeuge geben sofort die nötige Deckung. Auf der Ladefläche eines LKW wird unter der Plane noch einmal Kriegsrat gehalten, denn die Munibunker liegen auf der anderen Seite des Kasernengeländes. Was tun? Obwohl es dunkel ist, herrscht im Objekt ein Betrieb wie zwischen der ersten und zweiten Ausbildungsstunde am Vormittag. Da kommt einem von ihnen eine glänzende Idee.
Kaum ausgesprochen, wird sie verwirklicht. In Reihe angetreten, der Unteroffizier vorneweg, marschieren sie als Postenablösung exakt und diszipliniert die Straße in Richtung Stabsgebäude und Muni-Bunker hinauf. Es klappt ausgezeichnet: Der diensthabende Offizier vom Kfz.-Park läßt sie anstandslos passieren. Auch am Küchengebäude, dessen Eingang hell erleuchtet ist, kommen sie unangefochten vorbei. Da öffnet sich im Stabsgebäude die Tür. Der Stabschef und der Stabskommandant treten heraus – sie wollen gerade essen gehen. Der „Wachaufzug" marschiert ihnen entgegen. Der Unteroffizier grüßt, die Offiziere danken.
„Eine ausgezeichnete Ordnung!" wendet sich der Stabschef an den Kommandanten. „Wer hat denn heute Wache . . .!" Bei dem Wort Wache stockt er und schaut auf die Uhr. „Löst die Wache nicht eine halbe Stunde zu spät ab?" Sofort dreht er sich um. Kaum hat er „Unteroffizier . . .!" gerufen, nimmt der ganze „Wachaufzug" die Hacken in die Hand und stürmt davon.
Das Weitere war eine Angelegenheit von Minuten. Wenig später steht der Unteroffizier vor dem Major. Resignierend gesteht er: „Wenn man fremd ist, wird man eben doch erwischt!" – „Bei uns wird immer zur vollen Stunde abgelöst, und diese Ordnung halten wir ein, da hat auch der ‚Gegner' keine Chance!" antwortet ihm der Major. *Gebauer*


Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Internationaler Fotowettbewerb

Anläßlich des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution hat die sowjetische Armeezeitung „Krasnaja Swesda" zu einem internationalen Fotowettbewerb aufgerufen. Daran können sich auch die Soldaten der NVA und alle anderen DDR-Bürger beteiligen. Als Preise winken Touristenreisen nach Moskau und Leningrad sowie sowjetische Fotoapparate. „Schickt uns Fotografien und Bildreportagen", heißt es in dem Aufruf, „die die historische Verbundenheit unserer Völker, die Waffenbrüderschaft zwischen unseren Armeen, den Erfahrungsaustausch und die Zusammenarbeit zur Stärkung der Verteidigungskraft unserer Staaten zum Ausdruck bringen." Einsendeschluß ist der 1. 2. 1968. Die Ergebnisse werden am Vorabend des 50. Jahrestages der Sowjetarmee bekanntgegeben. Alle Einsendungen (möglichst mit Negativen) sind zu richten an: „ARMEE-RUNDSCHAU", 1055 BERLIN, POSTFACH 7986.

Den Sonntag gibt es extra

Werden einem Soldaten, der seinen Erholungsurlaub geschlossen nimmt, dabei die Sonntage angerechnet?

Soldat Bäcker, Jellen

Bei Wehrpflichtigen im Grundwehrdienst sind Sonn- und Feiertage sowie dienstfreie Tage nicht mit in den Erholungsurlaub einzubeziehen.

Sah dem Storch ähnlich

Ich hörte einmal von einem Aufklärungsflugzeug „Fieseler-Storch", das die faschistische Wehrmacht im zweiten Weltkrieg einsetzte. Können Sie darüber einiges berichten?

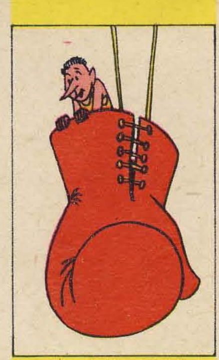
Hartmut Brinkmann, Beenz

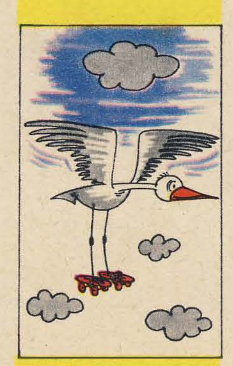
Als Hochdecker konstruiert, ausgestattet mit einer Leistung von 240 PS, war es das bekannteste Flugzeug der Fieseler-Werke. Mindestgeschwindigkeit: 48 km/h, Höchstgeschwindigkeit: 175 km/h, Personenanzahl: 3, Spannweite: 14,25 m, Länge: 9 m.

Gastsportler

In unserer ASG gibt es keine Sektion für eine bestimmte Sportart, die ich gerne ausüben möchte. Darf ich mich da einer Betriebssportgemeinschaft am Standort anschließen?

Unteroffiziersschüler
Jirschik, Frankfurt





Ja, sofern Sie von der ASG-Leitung eine Gast-Startgenehmigung erhalten. Sie bleiben aber weiterhin Mitglied der ASG.

„Ehemalige" schulten „Zukünftige"

Eine vormilitärische Ausbildung führten Reservisten aus dem VEB Nickelhütte St. Egidien mit Schülern der 9. und 10. Klasse der Philipp-Müller-Oberschule durch. An 43 Schüler konnte das Abzeichen „Für gute vormilitärische und technische Kenntnisse" und an 26 Freunde das Schießabzeichen überreicht werden.

Soldat d. R. Strakosch, St. Egidien

Vom Zwieback bis zur Munition

Bei der Musterung wurde ich in die „Rückwärtigen Dienste" eingestuft. Ich kann mir darunter nichts vorstellen. Dieter Nietardt, Berlin

Das ist der Sammelbegriff für alle Truppenteile, Einheiten und Einrichtungen, die für die materielle, technische und medizinische Versorgung der Truppen verantwortlich sind.

Freudenspender AR

Seit meiner Einberufung im Jahre 1963 bin ich Leser der AR. In diesen Jahren bereitete mir das Magazin viel Freude und gab mir manche Anregung für meine tägliche Dienstdurchführung.

Feldwebel Wiedenhöft, Spremberg

Er hat es verdient

Ich bin Stabsgefreiter der Reserve und diente von 1952 bis 1957 bei der Deutschen Grenzpolizei. Zweimal war ich inzwischen bei Reservistenlehrgängen in Truppenteilen der Volksarmee. Steht auch mir das Reservistenabzeichen zu?

Joachim Krehmke, Stralsund

Jawohl. Sprechen Sie bitte beim Wehrkreiskommando vor.

Lektüre mit „Mona"

Was sich aus einer ehemaligen „Kneipe" in einer Dienststelle machen

läßt, haben die Genossen des Truppenteils Brandenburg vortrefflich bewiesen. Die Räume der alten Gaststätte wurden renoviert, und die vordem in Bodenräumen untergebrachte Bibliothek fand hier ihren neuen Platz. Zwischen Bücherregalen stehen Klubtische und Sessel. Neben guter Literatur bietet Frau Mattauch, die Bibliothekarin, auch Kaffee an. In diesem neu entstandenen Lesecafé finden unsere Genossen Entspannung, wozu auch die Buchlesungen, Schallplattensendungen und Kompanieabende beitragen.

Flieger Elsner, Waldsieversdorf

Auge und Ohr des Kommandeurs

Welche Aufgaben haben die Aufklärer? Karl-Heinz Lehmann, Leuna

Sie sammeln Angaben über den Gegner, das Gelände und den Raum der bevorstehenden Handlungen. Hauptaufgabe ist es, die Gruppierung, Kampfkraft und Absicht des Gegners aufzuklären.

Als die Grenzer zu uns kamen

Wann wurde die Deutsche Grenzpolizei in die Nationale Volksarmee übernommen?

Heinz Goeritz, Ketzing

Am 15. September 1961.

Ein Gruß aus Fernost

Ihre Zeitschrift hilft mir sehr bei der Arbeit und beim Lernen. Hier im Fernen Osten der Sowjetunion, wo man kein deutsches Wort hört, ist die „AR" mein guter Freund geworden. Ich studiere Deutsch am Militärinstitut für Fremdsprachen. Während der politischen Schulung erzähle ich meinen Soldaten oft über die DDR und ihre Nationale Volksarmee. Dabei erziehe ich ihnen die Gefühle der großen Liebe zu den Genossen der NVA an. Hauptmann Platizyn, Ussurijsk

Männer mit langem Atem

Können Sie mir sagen, was Kampfschwimmer sind?

Karl-Heinz Sterick, Heiligendamm

Das sind speziell ausgebildete Soldaten, die gegnerische Küsten und Flüsse aufklären, Sperren in diesen Gebieten beseitigen und wichtige Objekte vernichten. Sie tragen einen leichten Taucheranzug und ein Tauchgerät. Kampfschwimmer (auch Froschmänner genannt) findet man heute in fast jeder Marine.





Der „schnelle Hirsch" braucht nicht zu ruhen

Ich möchte mein Motorrad bei der Einberufung nicht abmelden. Muß ich während meiner Dienstzeit die volle Kfz.-Steuer und -Versicherung bezahlen? Dietmar Piehler, Glindow

Für die Dauer des Grundwehrdienstes können bestehende Zahlungsverpflichtungen ganz oder teilweise gestundet werden. Anträge sind an die Deutsche Versicherungs-Anstalt zu richten.

Lehrer sucht Schüler

Von 1949–1952 unterrichtete ich als Lehrer in Berlin den Schüler Werner Bartz. Er war der erste Junge Pionier an unserer Schule und wurde später FDJ-Sekretär an der Max-Planck-Oberschule. Nach dem Abitur besuchte er die Offizierslehranstalt in Potsdam-Geltow. Ich habe für ihn gebürgt, als er in die Reihen der SED eintrat. Leider verlor ich ihn danach aus den Augen. Vielleicht ist es der „AR" möglich, mir bei meiner Suche zu helfen.

Leutnant d. R. Parzyjegla, Berlin

Gesunkene Glorien

Welches waren die größten Kriegsschiffe des faschistischen Deutschlands, und wann wurden sie versenkt?

Rainer Thiel, Rostock

Die Schlachtschiffe „Bismarck" (Wasserverdrängung: 50 900 ts, Besatzung: 2200 Mann) und „Tirpitz" (52 600 ts, 2500 Mann). Die „Bismarck" sank am 27. 5. 1941 im Atlantik, nachdem sie kampfunfähig geschossen und von der Besatzung in die Luft gesprengt wurde. Die „Tirpitz" erhielt während des Krieges zahlreiche Beschädigungen, kenterte am 12. 11. 1944 bei Tromsö und wurde nach 1945 abgewrackt.

Nach dem Erfinder benannt

Im Buch von Julius Mader „Der Banditenschatz" sind sogenannte „Röchling"-Geschosse abgebildet. Worum handelt es sich dabei?

Wolfgang Lehmann, Karl-Marx-Stadt

Das sind Betongranaten. Bereits 1942 ersetzten die deutschen Faschisten aus Materialmangel bei schweren Granaten den Stahl durch Beton. An Stelle der Stahlschrottfüllung wurde ein Gemisch aus Stahlschrott und Hartzement dem Geschoß beigefügt. Seine Wirkung kam der eines Schrapnells gleich.

Wenn das „Ja-Wort" erklingt

Mein Verlobter steht im Grundwehrdienst. Wir wollen im August heiraten. Können Sie uns sagen, wieviel Urlaub er zur Hochzeit beanspruchen kann? Ina Wetter, Eberswalde

Es kann Sonderurlaub bis zu fünf Tagen genehmigt werden.

Kavalier aus der Messestadt

Recht herzlich möchten wir uns bei einem Armeeangehörigen aus Leipzig, Postfach 8714, bedanken. Dieser Genosse kaufte bei uns am Lehrschalter des Hauptbahnhofs eine Militärfahrkarte nach Meiningen. Wir vergaßen dabei, den Abschnitt für die Verrechnung abzutrennen, so daß es zu einem Fehlbetrag kam. Sofort nach Ausruf meldete sich der Soldat, und wir konnten die Sache wieder in Ordnung bringen. Der Genosse war sehr höflich, im Gegensatz zu anderen Reisenden, welche glauben, Lehrlinge müßten fehlerfrei sein.

Annemarie und Regina aus Leipzig

Sie bauen die Schnellsten

Wie heißt der Konstrukteur der MiG-Jäger? Dieter Fermannski, Malchin

Das ist Mikojan (= Mi), sein engster Mitarbeiter heißt Gurewitsch (= G), daher die Abkürzung MiG. Im nächsten AR-Heft bringen wir einen Bericht über ihre Arbeit.

Da lachte wieder das Herz

25 Reservisten aus dem Bereich Technik des Kombinats Schwarze Pumpe waren Gast in ihrer Pateneinheit. Die ganze Atmosphäre nahm uns sofort gefangen, und wir fühlten uns ganz wie zu Hause. Die Technik, die wir besichtigen durften, das Panzergefechts- und das Nachtschießen zeigten uns den Fortschritt, den Ausrüstung und Ausbildung seit unserem aktiven Dienst genommen haben. Oberstleutnant Matzmohr versprach beim Abschied, daß er uns bald wieder zu einer Übung einladen wird.

Ein Reservistenkollektiv
des Kombinats Schwarze Pumpe

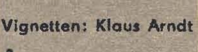
Sputnik-Sammler

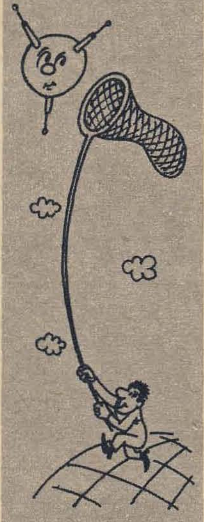
Mein Steckenpferd ist die Geschichte der Raumfahrt. Wo kann ich einiges Material darüber erhalten?

Gerald Jahn, Limbach

Der Deutsche Militärverlag gab 1964 ein „Typenbuch der Raumflugkörper" mit einem Überblick über sämtliche Starts in den Jahren von 1957–1964 heraus. Im August erscheint die Fortsetzung dieses Buches, in dem die Flugkörper der letzten Jahre vorgestellt werden.







Doppelt gibt's nicht

Ich liege zur Zeit in einem zivilen Krankenhaus. Steht mir das tägliche Verpflegungsgeld zu?

Matrose Grabowski, Stralsund

Nein, denn Sie nehmen an der Gemeinschaftsverpflegung teil.

Gute Laune steckte an

Mit meinem Freund hatte ich zum Pfingsttreffen in Karl-Marx-Stadt ein nettes Erlebnis mit unseren Soldaten. Vier Flieger musizierten auf der „Straße der Nationen", umgeben von Jungen und Mädchen, und machten eine prächtige Stimmung. Eingehakt zogen wir später durch die Stadt und schließlich zur Unterkunft der Soldaten, denn ihre Ausgangszeit ging zu Ende. Unsere Stimmung schlug auch auf den Hauptmann über, den wir um Verlängerung des Ausgangs baten. Unserer Bitte wurde stattgegeben. So fand auf diese angenehme Weise der Tag ein fröhliches Ende. Wir grüßen die vier Flieger und ihren Hauptmann und bedanken uns noch einmal recht herzlich.

Dieter Bruhn, Böhlitz-Ehrenberg

Zeigt her eure Muskeln

Ich hörte neulich von einem Mehrkampf für Reservisten. Was versteht man darunter?

Gefr. d. R. Maluk, Dresden

Das ist ein von der Zeitung „Volksarmee" ausgeschriebener sportlicher Mehrkampf in vier Disziplinen: Kniebeugen mit 30-kg-Sandsack, Laufen, Keulenweitwurf und Schießen. Der Wettbewerb geht bis zum 15. 9. 1967 und wird von den Reservistenkollektiven in den Betrieben und Institutionen organisiert. Näheres erfahren Sie in der „Volksarmee" Nr. 19 bzw. auf dem Wehrkreiskommando.



Jugendfreund D. Haufe fragt: „Können Sie mir einen Rat geben, den ich stets im Umgang mit Soldaten beherzigen kann: Muß ich als zukünftiger Offizier hart oder tolerant sein?"

Oberst Richter antwortet

Ich meine, ein sozialistischer Offizier muß beide Verhaltensweisen berücksichtigen – vorausgesetzt er definiert diese beiden Begriffe nicht mit „herzlos", „schikanös" bzw. „liberal" und „kumpelhaft".
Sie wünschen nun eine Art Rezept, und das zu einem Zeitpunkt, wo Sie noch „nichts weiter" als den Entschluß, Offizier zu werden, gefaßt haben. Sich um Ihre Grundeinstellung als künftiger militärischer Vorgesetzter zu sorgen, damit können Sie nicht rechtzeitig genug beginnen. Nun wäre das schön, wenn das schön leicht zu beantworten wäre. Über die Führung von Menschen sind jedoch schon dicke Bücher geschrieben worden. Daran gemessen, müßte so ziemlich jeder frischgebackene Offizier schnell ein kleiner Meister in der Menschenführung sein. Aber die Praxis zeigt: die Führung militärischer Kollektive ist das Schwerste im Armeeleben.
So kann also meine Antwort auch nur ein Ratschlag sein, wie Sie die Hindernisse auf dieser Sturmbahn Ihrer Persönlichkeitsentwicklung erfolgreich nehmen können. Mein Ratschlag setzt voraus, daß Sie zwei Dinge stets fest im Auge behalten.
Erstens müssen Sie volle Klarheit über das Klassenverhältnis zu Ihren künftigen Soldaten haben, in denen Sie Ihre jüngeren Klassenbrüder mit den gleichen gesellschaftlichen Interessen sehen.
Zweitens sollten Sie sich als Offizier stets davon leiten lassen, die Ihnen anvertrauten Genossen so auf ihre Aufgaben vorzubereiten, als hinge von den Ergebnissen das Schicksal der Truppe, das Wohl und Wehe der ganzen Arbeiter-und-Bauern-Macht ab.
(Das scheint übertrieben. Unter den Bedingungen des modernen Krieges können jedoch die Entscheidungen einzelner, ganz gleich welcher Kommandoebene, viel mehr als früher von einer solchen, großen Auswirkung sein.)
Unter diesen Voraussetzungen lautet mein Ratschlag:
Fordern Sie von sich selber, was Sie auch von anderen fordern, und tun Sie nichts, was Sie bei anderen verurteilen!
Das ist zwar schwer, aber damit schaffen Sie die notwendige Atmosphäre in den Beziehungen und geben Ihrer Persönlichkeit die erforderliche Autorität.
Sowohl durch Ihre strengen und gerechten Forderungen als auch durch Ihre Klugheit und Differenzierung im Umgang mit den Unterstellten werden Sie die Herzen Ihrer Soldaten gewinnen, sich mit ihnen zu einer sozialistischen Kampfgemeinschaft verbinden und das Glück des Erfolgserlebnisses im Offiziersberuf genießen können.

Matrose Olischer, unverheiratet, fragt: Erhalte ich Militärfahrkarten zum Wohnort meiner Eltern? Als Zivilist bekam ich verbilligte Arbeiterrückfahrkarten.

„Anderenfalls", so schreiben Sie, „wären Ihre Rechte als Armeeangehöriger beschnitten." Das veranlaßt mich zu einem rechten Wort zu den Rechten.
Unsere militärischen Aufgaben sowie ökonomische Erfordernisse gebieten für die Armeeangehörigen natürlich die verschiedensten Sonderregelungen, darunter auch gewisse Beschränkungen. Aber wer hätte wohl bei uns ein Interesse daran, dem Soldaten mir nichts dir nichts die sozialen Rechte zu beschneiden? Es gibt doch vielmehr zahlreiche gesetzliche Bestimmungen, die seine verantwortungsvolle Funktion als Werktätiger in Uniform besonders würdigen und, dort wo notwendig und möglich, erleichtern.
So ergibt sich die Antwort auf Ihre spezielle Frage von selbst. Laut Urlaubsordnung erhalten Sie Militärfahrkarten nach den Bedingungen der Arbeiterrückfahrkarten. Dabei handelt es sich um Fahrten zwischen dem Arbeitsort (in unserem Falle dem Dienstort) und dem eigenen Wohnort bzw. dem Wohnort der nächsten Verwandten.
Für Sie ist also alles beim alten geblieben, vorausgesetzt natürlich, Sie haben einen gültigen Urlaubsschein in der Tasche.

Ihr Oberst





Konstantin Simonow

Bauchlandung

Es war in einer jener langen Polarnächte. Das trübe graue Licht verwischte alle Umrisse: Die Felsen, die sich tagsüber dräuend über dem Flugplatz erhoben, schienen sich jetzt weich herniederzulassen, und ihre Silhouetten waren von einem leichten Nebel umgeben.

Major Zybulnik, der die Maschinen in dieser Nacht zum Start freigab und annahm, stapfte frierend im verharschten Schnee hin und her. Es waren die letzten Minuten der Erwartung. Der Major blickte auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Gleich mußten die Bomber aus Luosstari vom zweiten Angriff in dieser Nacht zurückkehren.

Endlich vernahm das geübte Ohr des Majors das Motorengedröhn, und nach wenigen Sekunden flog die erste Maschine mit eingeschalteten Bordlichtern einen Kreis, zur Landung ansetzend. Dem Zeitpunkt des Starts nach mußte das Baschkirow sein. Ja, natürlich war er das. Gleich wird er noch eine Runde drehen und präzise wie immer zur Landung ansetzen. Aber was war denn das? Schon ziemlich niedrig fliegend, nimmt er das Gas nicht zur rechten Zeit weg und kreist mit heulenden Motoren direkt über dem Flugplatzzentrum weiter.

„Rakete!“ schrie Zybulnik und schon schoß ein rotes Leuchtsignal in die Höhe, das Baschkirow die Landung in dieser Richtung verbot.

Baschkirow gewann wieder Höhe und setzte zur zweiten Runde an. Jetzt verfolgte der Major schon gespannt die Maschine. Was war nur los? Die zweite Runde drehte der Pilot noch schlechter als die erste, er drehte ganz dicht vorbei, kreiste direkt über dem Flugplatz und verfehlte die Landebahn so sehr, daß an eine Landung nicht mehr zu denken war.

„Vielleicht ist er verwundet?“ fuhr es Zybulnik durch den Sinn, während er ein weiteres Raketensignal abgeben ließ und Baschkirow eine dritte Runde befahl. Auch diesmal drehte Baschkirow bei, gewiß, um Reserve zur Landung zu haben, und flog so weit weg vom Flugplatz, daß die am Boden Stehenden kaum noch den Motor der kreisenden Maschine vernehmen konnten. Nähezu im Blindflug näherte sich das Flugzeug bei der dritten Runde der Piste. Der Major befahl, von unten einen Scheinwerfer einzuschalten. Die Maschine kam immer tiefer, sank noch weiter und kam bereits in kleinem Winkel herunter, aber in letzter Minute genügte das Gas nicht ganz, und das Bombenflugzeug, das sich nicht hatte ausrichten können, furchte mit dem Bug die Erde und kam – mit dem Schwanz nach oben – zum Stehen.

Der Major eilte zur Maschine. Baschkirow war entweder wirklich ernstlich verwundet, oder er hatte sich eine unverzeihliche Landung geleistet. Noch ehe der Major die Maschine erreicht hatte, löste sich eine Gestalt aus der Kanzel und nicht zwei, wie sonst. Zybulnik erblickte vor sich den Bordschützen Gubin. Der war kaum wiederzuerkennen. Seine Fliegerkappe war auf die Seite gerutscht, die Brille auf die Stirn geschoben und sein Gesicht war von einer blutigen Kruste bedeckt.

„Genosse Major, Auftrag ausgeführt. Luosstari bombardiert. Pilot gefallen. Habe die Maschine heimgeflogen“, meldete er.

Die Maschine stand da, mit der Spitze und einer Tragfläche auf den Boden gestützt und das Heck in den Himmel gereckt. Sie war so gut wie heil, und es schien, als habe man sie absichtlich und behutsam in dieser ungewöhnlichen Lage aufgestellt wie ein Denkmal. Immer mehr Bomber landeten neben ihr und blinkten mit den Lichtern Landezeichen. Der Major und Gubin standen stumm dabei und beobachteten, wie die Techniker des Bodenpersonals den leblosen Körper des Piloten aus der Kanzel zogen.

Erst vor einer Stunde . . . Zu sagen, wie Gubin diese Stunde sein Leben lang in Erinnerung behalten würde, hieße wenig sagen. Ihm war, als müsse ewig vor seinen Augen stehen, was er in dieser Stunde durchmachen mußte und als müsse er sein Leben lang diese blutverkrustete Hand in der seinen fühlen und als werde er niemals mehr das Gefühl los, daß ihm der Gashebel nicht gehorchen wollte, den er niemals ganz durchzudrücken vermochte . . . Noch vor einer Stunde waren sie zum zweiten Angriff auf Luosstari in dieser Nacht gestartet. Serjosha Baschkirow, sein Flugzeugführer und älterer Kamerad, und er. Es war eine schöne, klare Nacht gewesen, ab und an hatte der Mond





Illustrationen: Gerhard Rappus

hinter den Wolken hervorgelugt, dann war er wieder verschwunden, aber vor allem, und das war selten in so abgelegenen Gegenden, hatte sich diesmal kein Nebel zwischen den Bergen geballt, und so war das Bombenziel gut sichtbar gewesen. Wenn der Mond schien, stand er in Südost, und so hatten sie beschlossen. das Ziel von Nordwest her anzufliegen.

Luosstari war gut zu sehen. Diesmal war als Angriffsziel das Stabsgebäude vorgesehen. Sie gingen tiefer, die kleinen quadratischen Häuser waren immer größer geworden und kamen immer näher. Wegen des starken Seitenwinds von rechts drohten sie abzutreiben, also richteten sie die Maschine aus. Da ballerte die Flak los. Baschkirow hielt direkt auf eine Batterie zu. Gubin zielte und warf die ersten sechs Bomben. Das Motorengeheul übertönend, waren jetzt von rechts und hinten starke Detonationen von Flakgranaten zu vernehmen, und die Maschine wurde von den nahe detonierenden Sprengkörpern erhellt. Nun, da sie die Bomben abgeworfen hatten, mußten sie weiter nach rechts fliegen. Und plötzlich bemerkte Gubin mit Verwunderung. daß die Maschine nicht nach rechts drehte, sondern in so geringer Höhe nach links weiterflog, daß sich die Flakgeschütze direkt unter dem Rumpf des Flugzeuges befanden.

„Sergej!" schrie Gubin. „Sergej, wohin willst du? Warum steuerst du direkt auf die Flak zu?" Währenddessen war die Maschine bereits getrudelt und sank mit zunehmender Geschwindigkeit. Gubin erhob sich, um über den Rand der Kanzel zu blicken und zu sehen, was los war. Baschkirow saß unbeweglich in der Kabine, den Kopf auf die Seite geneigt.

„Serjosha!"

Schweigen. Plötzlich verklebte etwas Dunkles Gubins Brille.

Er ließ sich hinter den Kanzelsitz nieder und ergriff den Kontrollhebel. Es war eine Maschine alten Modells, eine solche Kiste, wie sie die Flugschüler in den ersten selbständigen Flugstunden benutzen dürfen, und jetzt, da man sie kampfbereit gemacht hatte, saß der Bordschütze dort, wo früher der Fluglehrerplatz war. Gubin, der in diesem Moment seine ganze Aufmerksamkeit auf das Kontrollsteuer richtete, brachte die Maschine endlich wieder unter seine Kontrolle. Die Flak ballerte wie wild und übersäte den Himmel mit Granathagel. In vierhundert Meter Höhe hatte Gubin endlich wieder die Maschine in seiner Gewalt. Er befand sich gerade über den Flakgeschützen und brachte sie mit Bomben zum Schweigen. Er warf die Bomben in so geringer Höhe ab, daß es die Maschine von den Explosionen in der Luft erschütterte.

Als die Flakgeschütze verstummt waren, drehte Gubin bei und flog in niedriger Höhe nach Osten ab. Noch einmal versuchte er, aus dem Kopilotensitz herauszukriechen und nach Sergej zu sehen. Baschkirow saß da, den Kopf zur

Seite geneigt, und Gubin fühlte, wie sein Gesicht von einem kalten Hauch gestreift wurde. Wieder ließ er sich nieder, und als er seine Hand für eine Sekunde frei bekam, wischte er sich die Augen. Die Hand war blutig..

Gubin erinnerte sich, wie ihm Baschkirow auf den Rückflügen nach den Angriffen beharrlich das Fliegen beigebracht hatte. Wenigstens geradeaus sollte er fliegen können .„Kann ja alles mögliche passieren", hatte Sergej oft gesagt. „Übernimm das Steuer, probier's mal."

Nun lag er vorn, unbeweglich, reglos, tot. Gubins Gesicht und Brille waren mit dessen Blut vollgespritzt. Noch einmal fuhr sich Gubin über die Augen. Der Wind machte sie brennen, gefrorene Tränen standen in den Augenwinkeln. Das Fliegen fiel Gubin schwer, denn er konnte den Horizont nur mühsam beobachten, weil der auf die Seite gefallene Baschkirow ihm das Blickfeld nahm. Gubin versuchte, Baschkirow etwas zur Seite zu schieben, als er sich für einen Herzschlag lang aus dem Sitz zwängte und den Steuerknüppel losließ. Aber sobald er die Hand vom Steuer nahm, begann die Maschine zu schwanken und zu trudeln. Also mußte er das Steuer wieder übernehmen.

So ging es einige Male. Noch lagen vor ihm viele Dutzend Kilometer, aber er hatte nur den Gleichgewichtshebel und einen Gashebel hinten in der Kabine, kein einziges Meßgerät, ja nicht einmal einen Benzin-Umschalthahn, und wenn der Treibstoff in den oberen Kanistern ausgegangen wäre, so hätte er nicht einmal die Reserve in die unteren Kanister umleiten können.

Die Maschine flog jetzt über spärlichen Nadelwäldern Nordfinnlands dahin, glitt über die Felsen, hinter denen das Nördliche Eismeer begann. An den milchig weißen Ballons der weit unter ihm am Himmel hängenden Signalraketen, an den krepierenden Granaten erkannte Gubin, daß er eben die Hauptkampflinie überflog. Nun hatte er nur noch den Bestimmungsflugplatz anzufliegen und dann zu landen – und das war die Hauptsache. Baschkirow hatte ihm geduldig beigebracht, wie man geradeaus fliegt, und Gubin hatte es nicht schlecht zuwege gebracht. Aber stets hatte er dabei das Gefühl gehabt, daß seine, Baschkirows, rauhe Hand jederzeit bereit war, einen von Gubin begangenen Fehler zu korrigieren und die Maschine wieder auszurichten, in die rechte Lage zu bringen. Immer waren sie zu zweit gewesen. Nun war Baschkirow tot, und Gubin fand sich allein. Das Schwerste stand ihm noch bevor – die Landung, ohne fremde Hilfe. Wie oft hatte er Baschkirow gebeten, ihm eine selbständige Landung anzuvertrauen, aber stets hatte das der Kamerad kategorisch abgelehnt und ihm gesagt, daß er, Gubin, an eine Landung gar nicht denken dürfe, bevor er nicht fliegen könne.

Weitere zwanzig Minuten vergingen. Gubin erkannte die vertrauten Umrisse des Flugplatzes in der Tiefe. Er setzte zu einer Runde an und stand von seinem Sitz auf, um die Erde wenigstens zu sehen und die Maschine zur Landung anzusetzen.

Alles hatte er ganz richtig berechnet, und gewiß hätte er die Landung richtig ausgeführt; aber als der Erdboden schon nicht mehr „flog", sondern unter den Rädern dahinglitt und er nur noch das Gas völlig wegnehmen, die Geschwindigkeit verringern und die Maschine über der Erde direkt in Horizontallage bringen mußte, stellte sich heraus, daß er das Gas nicht weiter drosseln konnte, weil Baschkirows Hand verkrampft auf dem Gashebel lag und Gubin behinderte. Er blieb ganz allein mit der Maschine, und niemand war da, der ihm hätte helfen können, niemand auf der ganzen Welt.

Anfangs, als er über dem Flugplatz kreiste, glaubte Gubin, trotz allem zu landen. Aber in der nächsten Sekunde schon fühlte er, daß es erst nach einer weiteren Runde möglich sein würde, oder vielleicht erst nach einer dritten, wenn nötig.

. . . Nachdem er seine Meldung erstattet hatte, trat Gubin von der Maschine weg und ging auf dem Flugfeld auf und ab. Er mußte erst wieder Fassung gewinnen, mußte über den eben erlittenen Verlust hinwegkommen. Da lag Baschkirow, reglos und hilflos, und so, wie er in der Luft Gubin nicht hatte helfen können, konnte auch Gubin nichts mehr für ihn tun.

Gubin fühlte, wie sich tief innen in ihm etwas löste, und er begriff, daß jetzt, in dieser Stunde, seine Jugend zu Ende gegangen war.

Er schloß die Augen und bedeckte sein Gesicht für einen Augenblick mit den Händen. Dann öffnete er die Lider langsam wieder. Über dem Flugplatz lag Stille. Das letzte Flugzeug kreiste am Himmel, es setzte mit einer letzten Runde noch fern im Osten brummend zur Landung an. Kalt und frostklirrend lag die Erde da. Der Kopf war ihm schwer, es wollte ihm scheinen, als drehe sich in ihm etwas Großes, Lautes. Gubin preßte die Handflächen an die Schläfen. Die Haut in seinem Gesicht war rauh, und er fühlte verkrustete Blutstropfen unter den Fingerspitzen. „Ich muß mich waschen", dachte er.

Als er bereits auf die Baracken zuging, drehte er sich nochmals um und sah sein Flugzeug. Die Maschine stand; den Schwanz in die Luft gereckt, hob sie sich schwarz von der Kulisse der bereits von weißen Nebeln umwallten Felsen ab. Der Vogel war heil. Morgen würde er ihn auf die Räder stellen, eine eingedrückte Konsole richten und wieder mit dieser Maschine nach Luosstari fliegen, wo die Flakbatterien mit ihren feurigen Detonationswolken und dem Gebelfer der Geschütze stehen, die das Motorengedröhn der Flugzeuge übertönen. Er wird nach Luosstari fliegen und sie zum Schweigen bringen . . .

(Erstmalig veröffentlicht in „Krasnaja Swesda" vom 20. 12. 1942)

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Sonderpreisausschreiben der „ARMEE-RUNDSCHAU“
zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution

Treffpunkt ROTER PLATZ

Moskau rüstet in diesen Tagen und Wochen zum großen Jubiläumsfest – und Sie können auch dort sein! Vorausgesetzt, Sie beteiligen sich an unserem Preisausschreiben und gewinnen den ersten Preis. Als Gast unserer Bruderredaktion „Starschina Sergeant“ reisen Sie dann in die Hauptstadt der Sowjetunion.
Sollte allerdings ein anderer dieser Glückliche sein, so winken immerhin noch unsere üblichen Gewinne:

1mal	500 MDN
4mal	50 MDN
5mal	20 MDN
20mal	10 MDN
an 30 Gewinner	1000 MDN



Moskau im November 1917. Unter Leitung der Bolschewiki wurde die Sowjetmacht errichtet. Als revolutionäre Organe der Arbeiter und Soldaten hatten die Sowjets bereits in der Revolution von ... ihre erste Bewährungsprobe bestanden.



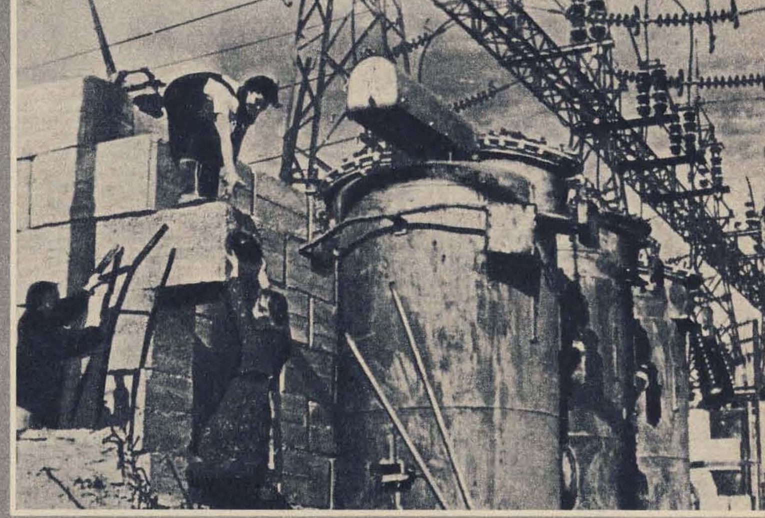
Sie müssen sich nur ein wenig in der Geschichte der UdSSR auskennen.
Mit unserer Bildfolge illustrieren wir aus der ereignisreichen Vergangenheit des Sowjetlandes einige Fakten, die zum Teil auch von großer Bedeutung für unser Leben waren und sind. Allerdings fehlen in den dazugehörigen Bildtexten, durch Punkte markiert, neun Jahreszahlen, die Sie herausfinden sollen. Es genügt, wenn Sie diese Zahlen addieren und uns die Summe auf einer Postkarte mitteilen (Briefe werden nicht gewertet!).

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postschließfach 7986
Kennwort: Treffpunkt Roter Platz

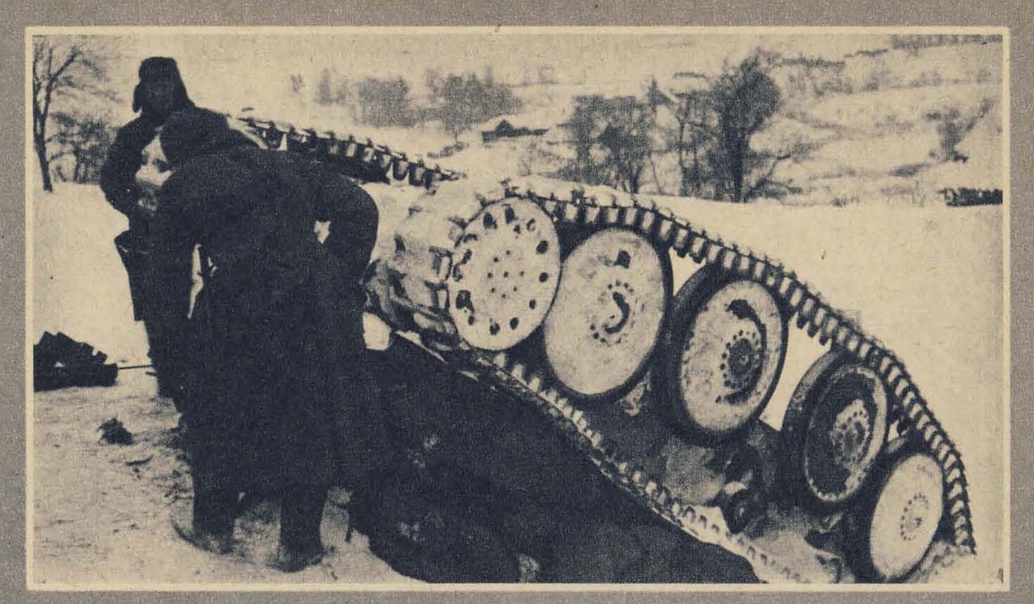
Einsendeschluß: 4. 8. 1967 (Datum des Poststempels).



Ein Rotarmist unterschreibt die Verpflichtung, dem sozialistischen Vaterland treu zu dienen. Als die Verteidiger der Revolution im Frühjahr ... bei Pskow und Narwa die kaiserlich-deutschen Interventionstruppen zurückschlugen, wurde das zur Geburtsstunde der Roten Arbeiter-und-Bauern-Armee. Geführt von der Partei Lenins und unterstützt vom werktätigen Volk, besiegte sie bis Ende ... die Hauptkräfte der inneren Reaktion und der mit jener verbündeten ausländischen Intervention.



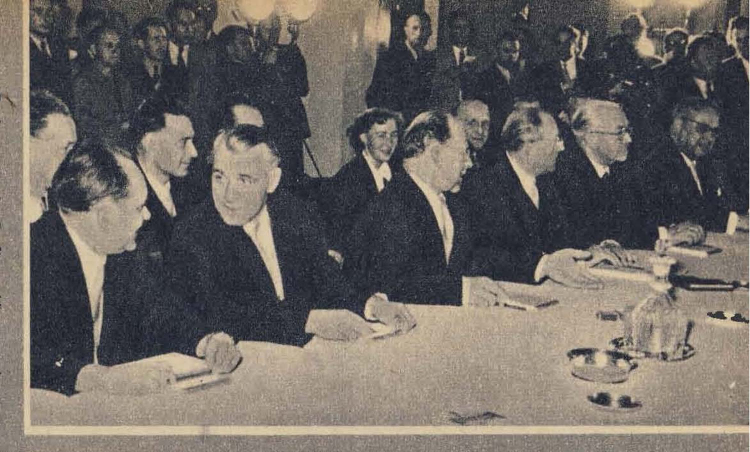
„Kommunismus, das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes", sagte Lenin 1920 bei der Begründung des legendären GOELRO-Planes. Das Sowjetvolk begann, die materiell-technische Basis des Sozialismus zu schaffen und veränderte gleichzeitig die grundlegenden gesellschaftlichen Beziehungen. Im Jahre ... gab es sich eine neue Verfassung, die dem Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse Rechnung trug.



Die deutschen Faschisten glaubten, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können und überfielen, von ihren bisherigen „Blitzkriegssiegen" berauscht, auch das Sowjetland. Ihre Annahme erwies sich als verhängnisvolle Fehlspekulation. Bereits im Jahre ... kündigte der Verlauf der Winterschlacht vor Moskau an, daß die bislang von vielen für unschlagbar gehaltene Kriegsmaschinerie des imperialistischen Deutschland keine Chancen auf einen „Endsieg" hatte.



Die Sieger kehren heim. Der Sozialismus hatte sich wieder einmal als stärker erwiesen. Zu den Siegern zählten jedoch auch Tausende deutscher Antifaschisten, die in der Nacht des Faschismus das andere, bessere Deutschland repräsentierten. Viele von ihnen hatten aktiv im Nationalkomitee „Freies Deutschland" gekämpft, das mit sowjetischer Unterstützung im Jahre ... gegründet werden konnte und an dessen Spitze solche entschiedenen Vorkämpfer für ein friedliebendes, demokratisches Deutschland der Werktätigen standen wie Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht, Johannes R. Becher und Erich Weinert.



Selbst noch aus Kriegswunden blutend, gewährte die Sowjetunion den demokratischen Kräften in Deutschland jeden möglichen Beistand. Der 1949 gegründeten Deutschen Demokratischen Republik half sie materiell wie ideell und schützte sie vor militärischer Intervention. Ein Höhepunkt in der Entwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und derDDR war der Abschluß des ersten Staatsvertrages im Jahre . . . in Moskau.



Das bereits die kommunistische Gesellschaftsordnung errichtende Sowjetvolk und die Bürger unseres sozialistischen Staates sind heute Klassenbrüder. Innerhalb des Warschauer Vertragssystems schützen sie gemeinsam den Frieden in Europa. Nachdrücklich bewiesen sie auch den unverbesserlichen Ostlandreitern in Bonn bereits bei zwei großen gemeinsamen Übungen auf dem Boden unserer Republik den Wert echter Waffenbrüderschaft. Es waren dies die Übung „Quartett" vom Jahre ... und das Manöver „Oktobersturm", das ... stattfand. Auch in der DDR läßt sich das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen. Fünfzig Jahre jüngster Vergangenheit sollten jeden lehren: Mit der Sowjetunion sein heißt unbesiegbar zu sein.

Auflösung Nr. 5/1967
1000-MDN-Preisausschreiben

Die meisten Einsender erkannten die Flugzeugtypen L-29, Victor HP 80, MiG 17 PF, Saab J 35 „Draaken", F-104, Jak 28, MiG 21, Breguet 1050, Il 28, M 103 (203), An-12.

Es gewannen:

500,– MDN:

Funker Fritz Koppelow, Eggesin.

50,– MDN:

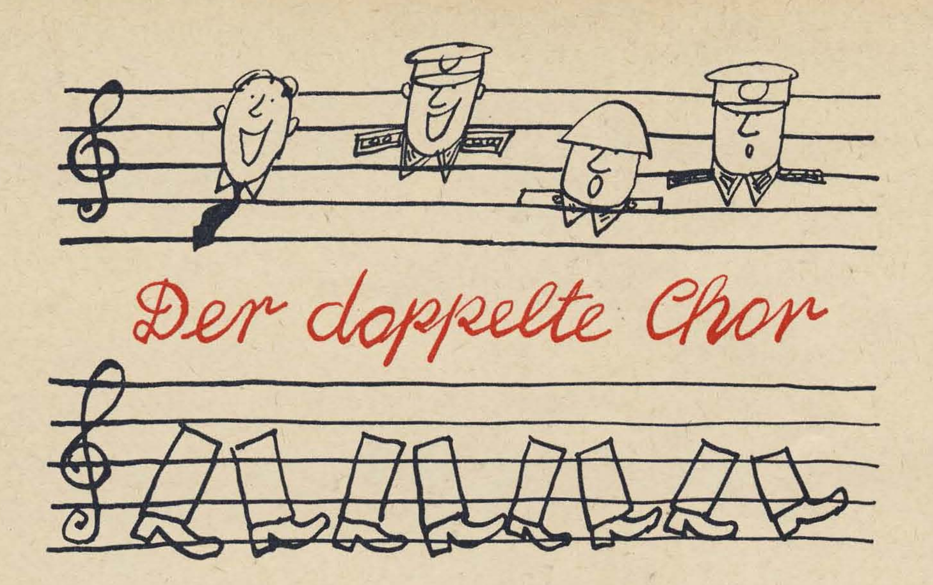
Uwm. H. Knopf, Prora; Ingolf Ludwig, Rückersdorf; Werner Schmidt, Kriebitzsch; Bernhard Söller, Rositz.

20,– MDN:

W. Hausdorf, Cottbus; Stefan Mann, Altenburg; Doris Dieffenbacher, Dessau; H.-Joachim Schlosser, Berlin; Gerd Dietrich, Döbeln.

10,– MDN:

Fw. Bernd Scherzer, Rothenburg; Reinhard Kromrey, Bernsdorf; Uwe Grabow, Merseburg; Dieter Brüggemann, Rathenow; Wolfgang Baum, Beilrade; Axel Uckrow, Luckenwalde; Eberhard Rühl, Leipzig; Gefr. B. Nahrendorf, Gr. Köris; Michael Dehnert, Halle; Lutz Soltwedel, Rostock; Bernd Schüller, Dresden; Stfw. D. Weinhauer, Cottbus; Werner Schubert, Kindelbrück; Auguste Berbalk, Sonne; Wolfgang Skozilas, Greifswald; Rainer Denkwitz, Brandis; Christa Kunadt, Hennickendorf; Hanns Gelenk, Dresden; Rainer Lorenz, Milow; Siegfried Hesse, Schkeuditz.



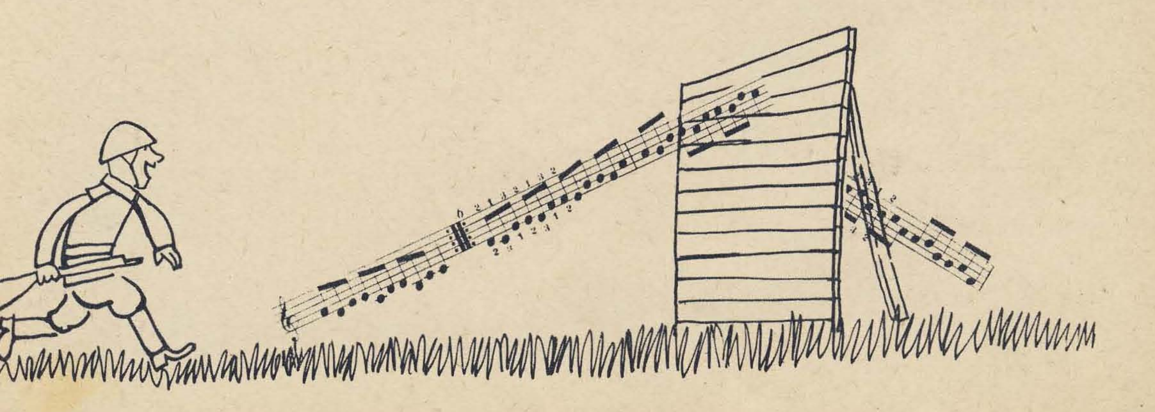
Der doppelte Chor

Abschied nehmen ist zuweilen schwer. Rückt die Stunde näher, fängt man an, sich zu erinnern. Dabei wird einem ein bißchen leichter, weil man die Erinnerungen mitnehmen kann. Sie brauchen keine Genehmigung, keinen Dienstauftrag, keine Entlassungspapiere. Und der Posten fragt auch nicht nach ihnen, wenn ich das Kasernentor zum letzten Mal passiere. Aber noch befinde ich mich diesseits des Tores, noch habe ich meine Uniform an.

Heiser bin ich. Ich habe mich bei der letzten Übung erkältet und obendrein heiser gerufen, weil an der Gegenstelle ein Taubstummer gesessen haben muß. Oder ich habe statt „V" zur Eröffnung doch dreimal „nam bam" gegeben, und der an der Gegenstelle wußte nichts damit anzufangen, weil er die Einheit Dunscheck nicht kannte und unseren Chor nicht. Denn mit dem „nam bam" eröffnet Genosse Kurtz, unser Chorleiter, jedes Singen. Wenn einer heiser ist, darf er nicht mitsingen. So höre ich eben zu und habe außerdem Gelegenheit, mich ein bißchen zu erinnern. Heute ist unser Chor viermal stärker als sonst, aber nur zahlenmäßig. Denn wir haben gegen die FDJ-Funktionäre unseres Regimentes wenigstens ein Jahr Gesangsvorsprung. Doch die Fröhlichkeit und Lautstärke, mit der sie mit uns singen, gleicht manchen falschen Ton aus. Falsche Töne! Da fällt mir ein, wie unser Hauptfeld vorm Fernsehmikrophon sagte: „Ja, hier im Chor darf ich mir schon mal einen falschen Ton erlauben, aber im Dienst nicht."

So ist er, unser Genosse Schmidt. Aber im Vertrauen gesagt, würde ihm am Tage wirklich mal ein falscher Ton über die Zunge rutschen, es nähme ihm keiner von uns übel, unserem „Kompanievater". Und er trennt auch nicht, wie es früher üblich war, in Dienst und Schnaps. Das hat er nicht nötig, haben wir alle nicht nötig. Es gibt nur einen Unterschied: Morgens, beim Appell, steht er vor uns, abends, bei der Probe im Klub, steht er zwischen uns, immer auf Tuchfühlung, lacht mit uns, stößt einen Nebenmann in die Rippen und spürt selbst einen fremden Ellenbogen in der Seite, wenn der Einsatz mal nicht kommt.
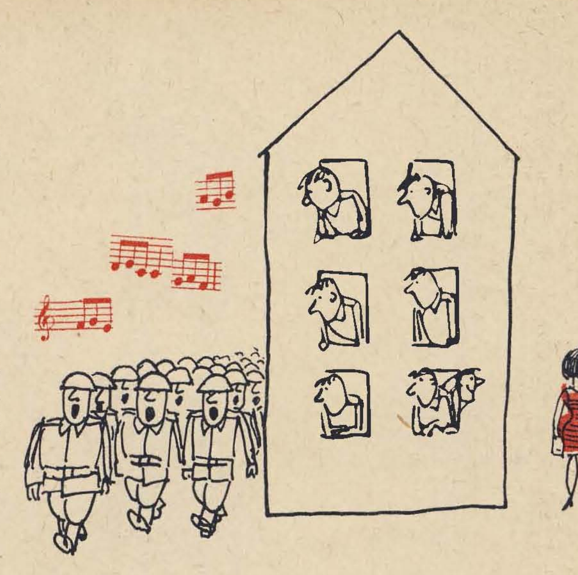
Als ich hier ankam vor drei Jahren und das Tor sich hinter mir schloß, habe ich an alles andere als an Gesang gedacht. Doch später hätte ich mir den Dienst ohne die zwei Proben in der Woche und die Auftritte nicht mehr denken können. Auch alle anderen nicht. Besonders, seit Genosse Kurtz, oder „Nam Bam", wie wir ihn nennen, den Chor leitet. Unser Hauptfeld Schmidt hat ihn „entdeckt", nachdem unser eig-



ner Chorleiter 1964 entlassen worden war. In irgendeiner Stahnsdorfer Gaststätte hat Genosse Schmidt eines Abends den Mut gefaßt, ihn zu fragen: „Sie sind doch Musiklehrer an der hiesigen Oberschule. Würden Sie eventuell unsern Kompaniechor ein bißchen anleiten, wenigstens bis zum nächsten Leistungsvergleich?"

„Warum nicht", war die Antwort.

Inzwischen sind es drei oder vier Leistungsvergleiche geworden und auch so viel Siege und noch mehr Anerkennungen, die wir mit ‚Nam Bam' ersangen. Und seinem „Warum nicht!" kann man vielerorts begegnen. In allen Variationen kommt es, sozusagen mehrstimmig. Manchmal, wenn wir von der Ausbildung kommen, wenn die Kehlen staubtrocken sind, wenn alle Glieder vom Holz der Eskaladierwand, vom harten Boden der Sturmbahn und vom Lauf unter der Schutzmaske schmerzen, steht ‚Nam Bam' schon am Kasernentor, grüßt. Und wenn dann einer von uns für uns alle ruft: „Heut ist nichts drin!" fragt er lächelnd: „Warum nicht?"



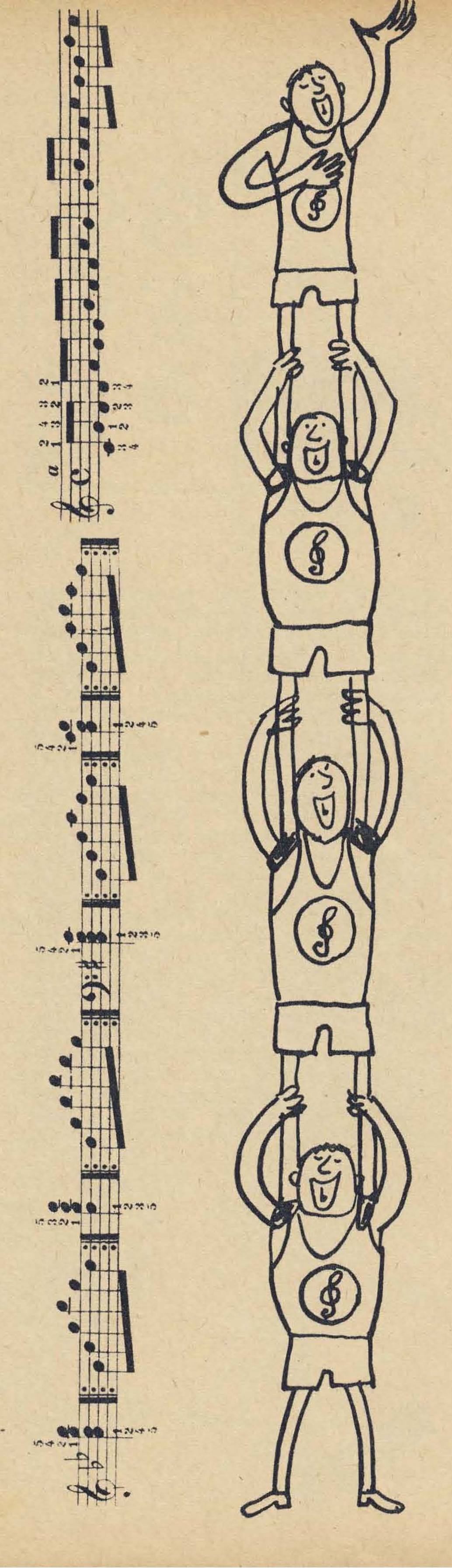
Er holt uns doch zusammen, summt ein Lied an. Wir summen mit, schließlich singen wir, irgend etwas Flottes, „Angelika" oder das Lied von den lachenden Mädchen. Und nach zwei Stunden, wenn sich Genosse Kurtz von uns trennt, haben wir ein volles Probenprogramm hinter uns. Nicht nur das. Auch die Sturmbahn haben wir aus uns herausgesungen. Freilich – und welcher Gediente wüßte das nicht selbst –, nicht allen Problemen des Soldatenalltags ist mit einem Lied beizukommen. Manch einer mag's nicht nur gesungen und gepfiffen. Auf einen groben Klotz beispielsweise gehört ein grober Keil. Ich erinnere mich aber: Wenn es bei uns manchmal irgendwo schwer wurde unter der Schutzmaske, oder einer glaubte, daß er bei der Kompanieübung vielleicht seine Aufgabe nicht erfüllt, und es sagte dann einer: „Warum nicht", da ging es plötzlich leichter. Oder wenn es bei der Ausbildung gar nicht klappen wollte und zwischen uns und einem Zugführer oder Hauptmann Dunscheck so eine Wand aus Ungeduld und Ärger sich aufzurichten drohte, sagte der Ausbilder mal ganz vorschriftswidrig: „Menschenskinder, heut kommt der Einsatz wieder mal gar nicht!" Danach kam er aber erstaunlicherweise doch.

Einmal war Bahms, Kraftfahrer, mit Hauptmann Dunscheck im Wagen unterwegs. Sie kamen auch auf den Chor zu sprechen, und unser Kommandeur sagte: „Manchmal, wenn von überall her Anrufe oder Kommandierungen kommen, die unsere Einheit zu einer Chorkompanie machen, möcht' ich den Chor aufgeben."

Da hatte Bahms geantwortet: „Das geht nicht. Das können Sie nicht machen, Genosse Hauptmann, da bricht was zusammen."

Abends, nachdem uns Bahms alles erzählt hatte, haben wir nachgedacht, wie wir im Dienst so sein können, daß Hauptmann Dunscheck diesen Gedanken vergißt. Er hat ihn vergessen. Denn stolz ist er genauso auf unsere Kompanie wie wir. Und wenn wir durch die Kaserne marschieren, sind wir manchmal die einzige Kompanie, die singt. Bestimmt aber singen wir als einzige irgendein neues Marschlied. Wenn zum Beispiel „Angelika" erklingt, öffnen sich die Fenster in den Unterkünften. Nicht zur Straßenseite, wo manchmal Angelikas vorübergehen, sondern zur Kasernenseite. Und in den Gesichtern, die uns nachschauen, ist Lächeln oder ein wenig Enttäuschung, daß sie selber nicht so singen. „Warum nicht!" müßten wir ihnen mal sagen. Wir werden es ihnen sagen, demnächst, wenn alle Angehörigen des Regimentes im Regimentsklub mit uns singen. Stolz ist Hauptmann Dunscheck auch, ebenso wie wir, auf unser militärisches Können. Und als der Kommandeur des Regimentes unsere Kompanie zu





sich einlud, hat er uns bestätigt, daß wir nicht nur gut singen können.
Einmal sagte mir jemand: „Ihr singt also! Und das ist alles, was bei euch los ist?“ Alles? Es ist allerhand, meine ich, wenn ein Chor seit vier Jahren aktiv ist, obwohl zweimal im Jahr viele seiner Sänger entlassen werden. Aber alles ist es wirklich nicht, was bei uns in der Freizeit geschieht. Dort in der ersten Reihe des Chores steht Konschak, Funker. Vor kurzem gekürt zum Regimentsmeister im Tischtennis. Ich spiele auch. Aber, als es um Meisterehren ging, waren wir anderen vom Chor nur Zuschauer, doch lautstark. Der Einsatz kam immer. Und Konschaks Sieg ist unser Sieg. Jetzt sind wir oben auf dem Boden wieder harte Trainingsgegner für ihn.
Zweiter Volleyballmeister des Regimentes wurde unser Chor, das heißt, unsere Kompanie. Eigentlich ist das nämlich eins, denn bis auf wenige „Brummer“ gehören alle zum Chor. Doch diese „Brummer“ sind genauso wichtig und an unserem Erfolg beteiligt wie die Sänger. Sie übernehmen Dienste, die erfüllt werden müssen, wenn wir mal unterwegs sind. Wir revanchieren uns natürlich. Wenn es um den Ausgang geht und auch bei der Dienstübernahme. Und unsere Prämien gehören natürlich der gesamten Kompanie.
Einige von uns haben nicht nur starke Stimmen, sondern auch starke Muskeln, die sie seit ein paar Wochen der Kunstkraftsportgruppe zur Verfügung stellen. Wenn diese Gruppe so energisch weitertrainiert wie bisher, tritt sie bald an die Öffentlichkeit. Und bei unserem letzten Kompanieabend, zu dem die Frauen und Freundinnen eingeladen waren, spielte unsere eigene Kapelle und sprachen unsere eigenen Rezitatoren. Der Name unserer „Milanocombo“ ist weder Kitsch noch Zufall. Vor Jahren gab es den Schlager: „So ein Milano Mandolino“. Hauptmann Dunscheck, der die Melodie gern hörte und sich oft spielen ließ, hatte bald den Spitznamen „Milano“, und nun weiß jeder sofort, aus welcher Einheit die „Milanocombo“ ist. Außerdem sang an dem Kompanieabend natürlich der Chor. Auch die Frauen stimmten ein. Aus einem Nebenraum der Gaststätte, in der wir feierten, trat ein Bürger des Ortes zu unserem Hauptfeld Schmidt und rief: „Ich hab' dich im Fernsehen gesehen! Hab' immer gedacht, du bist so ein alter Spieß, wie sie früher waren. Aber du bist mir ja so sympathisch!“
Er hatte uns aus dem Herzen gesprochen, und wir erfüllten seine Bitte und sangen „Angelika“. Anfangs habe ich immer angenommen, was bei uns abends so los ist, hängt alles mehr oder weniger vom Zufall ab, oder vom guten Willen einzelner. Bis ich Kandidat der SED geworden war. Und da erlebte ich, daß die Parteigruppe nicht nur über Beschlüsse und große Ereignisse redet, sondern daß sich die Genossen Gedanken machen über solche Kleinigkeiten wie den Arbeitsplan unseres Elektro- oder Kfz.-Zirkels, über Inhalt der Zirkelstunden zur Vorbereitung der Abzeichenprüfung „Für gutes Wissen“, die Unteroffizier Basikow leitet. Auch einer vom



Illustrationen: Paul Klimpke

Chor. Und bei dieser, meiner ersten Parteiberatung, die Genosse Schmidt, Stellvertreter des Gruppenorganisators, leitete, begriff ich, daß das alles ja gar keine Kleinigkeiten sind und daß der Zufall vielleicht am Anfang hilft, aber dann keine Funktion mehr hat.
Und während einer solchen Parteiberatung erlebte ich die Geburt eines Gedankens, der in unserer Kompanie so vieles bewirkte. Vor zwei Wochen saß vor uns im Kompanieklub der Genosse Max Christiansen-Clausen. Nicht nur, weil auch wir Funker sind, war alles so spannend und saßen wir nach drei Stunden noch zusammen, sondern weil Genosse Clausen, ehemaliger Funker von Dr. Richard Sorge, so einfach von großer schwerer Arbeit erzählte, von Menschen berichtete, die im Verborgenen kämpften und wichtige Parteiaufträge erfüllten. Und während dieser Stunden ergab es sich in uns wie von selbst, sich diesen Max Christiansen-Clausen zum Vorbild zu nehmen.
Er war nicht zum letzten Mal bei uns.
Zwischen uns hat an jenem Abend auch der Genosse Kurtz gesessen. Und als wir bei der nächsten Probe unser Lied sangen: „Laßt uns wie Brüder treu zusammenstehn", haben wir nicht nur an die Französische Revolution gedacht, während der, wie uns Genosse Kurtz erzählt hat, das Lied entstand, sondern auch an Dr. Sorge, an Clausen und an unsere eigenen Aufgaben. Und als ich am zweiten Tag nach Clausens Besuch aus der Bibliothek das Buch „Dr. Sorge funkt aus Tokio" holen wollte, waren alle vier Exemplare ausgeliehen. In verschiedenen Spinden unserer Kompanie entdeckte ich das Buch, und hier macht es nun seine Runde.
Es ist was los bei uns, was offiziell als geistig kulturelles Leben bezeichnet wird. Zum Beispiel auch abends vor der Röhre. Manche Diskussion entbrennt und erregt die Gemüter. Wir halten auch nicht den Mund, wenn einer mal aus der anonymen Dämmerung heraus einen dummen Kommentar quasselt. Wir haben nicht nur singen gelernt.
Doch alles, was bei uns los ist, hat Beziehungen zum Chor. Er ist so was wie ein Sammelbecken geworden, ein Ausgangspunkt. Er vereinigt alles, und ist im doppelten Sinne ein Chor.
In unsrer Kompanie ist es fast Tradition geworden, daß Genossen, die entlassen werden, sich zum Abschied ein Lied wünschen. Das meist gewünschte ist: „Laßt uns wie Brüder treu zusammenstehn". Ein gutes Lied. Im Klub haben wir es schon zum Abschied gesungen, an der Bushaltestelle, auf dem Bahnhof. Und ich weiß, daß die Entlassenen beim Singen nicht nur an den Chor denken, sondern auch an die Kaserne, an den Dienst, an die zurückbleibenden Genossen und ihre Aufgaben.
Ich werde mir dieses Lied auch wünschen. „Laßt uns wie Brüder treu zusammenstehn". Denn das wird bei uns in der Einheit Dunscheck nicht nur gesungen. Danach wird auch gehandelt, überall.

Hauptmann Walter Flegel

Aus der Visitenkarte:

Während des bis zum VII. Parteitag geführten sozialistischen Wettbewerbes wurden ausgezeichnet:

- *Die Einheit Dunscheck mit dem Titel „Beste Kompanie" durch den Kommandeur des Verbandes.*
- *Zwei Züge mit dem Titel „Bester Zug" durch den Kommandeur des Truppenteils.*
- *Fünf Trupps mit dem Titel „Bester Trupp" durch den Kommandeur des Truppenteils.*
- *Ein „Bester Trupp" erhielt das Leistungsabzeichen der NVA durch den Chef des Dienstbereiches.*
- *24 Soldaten und Unteroffiziere errangen das Bestenabzeichen der NVA.*
- *Vier Genossen eines Trupps stellten den Antrag um Aufnahme in die SED anläßlich des VII. Parteitages und wurden Kandidaten.*
- *Gefreiter Reiner Coppi wurde auf der FDJ-Delegiertenkonferenz als Jungaktivist ausgezeichnet.*
- *Der Chor der Einheit errang im Leistungsvergleich des ersten Ausbildungshalbjahres 1966/67 im Dienstbereich Neubrandenburg den ersten Platz und das Prädikat „sehr gut".*



Indochinas 3. Front



Sonderkorrespondent
IWAN SCHTSCHEDROW
berichtet aus den befreiten Gebieten von Laos, die er als erster ausländischer Journalist besuchte

Strahljäger rasten plötzlich mit durchdringendem Geheul im Tiefflug die nächtliche Straße entlang. Fast im gleichen Augenblick machte unser Lastkraftwagen einen Satz und drang mitten in das dunkelgrüne Dickicht des tropischen Dschungels hinein. Als er hielt, sprangen wir hinunter.

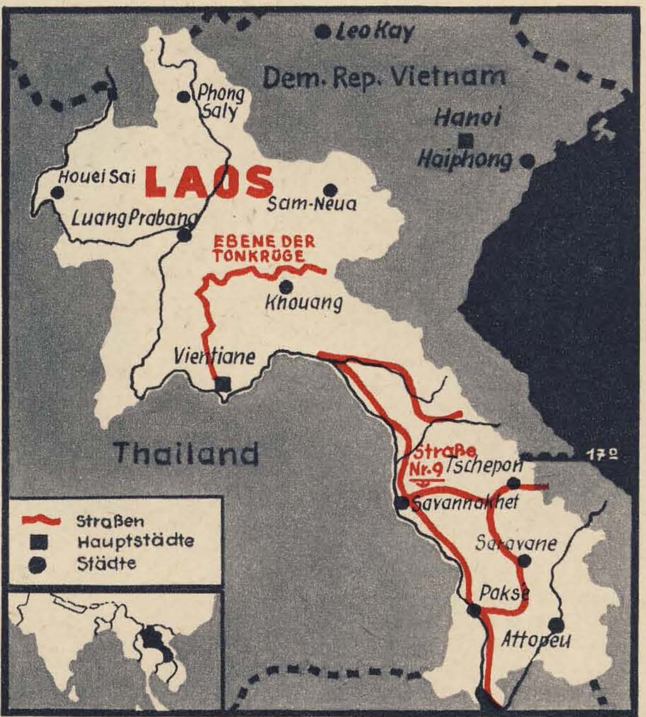
Wir — das waren eine Gruppe Soldaten der Volksbefreiungsarmee von Laos, der Kraftfahrer Ki Nen, der Kameramann Thuong und ich. Seit vier Wochen schon drang unsere kleine Abteilung nachts immer weiter nach Süden vor, dorthin, wo auf laotischem Boden erbitterte Kämpfe mit amerikanischen Luftpiraten und mit den von ihnen abgesetzten Diversanten im Gange waren, wo sich heftige Gefechte zwischen den patriotischen Kräften und den Einheiten der proamerikanischen Gruppierung entfalteten.

Wir fanden eine niedrige, feuchte, von Ratten wimmelnde Höhle. Doch bald begannen in ihrer Tiefe die lustigen Flammen eines Feuers zu tanzen. Verwundete wurden verbunden und Uniformen zum Trocknen aufgehängt. Die Soldaten setzten sich am Höhlenausgang zusammen und blickten besorgt in den nächtlichen Himmel. Über dem Dschungel hingen Dutzende von Leuchtraketen, man hörte Bombeneinschläge sowie den Lärm der Strahltriebwerke.

„Tschepon", sagte Thuong nachdenklich, und der junge Soldat Bun Nen fügte hinzu:

„Ja, sie bombardieren wieder Tschepon."

Wir blickten in die Richtung, in die auch unser Weg führte. Ich wußte bereits, daß Thuong aus Tschepon stammte. Er hatte die Stadt vor sechzehn Jahren verlassen. Der Knabe Thuong ging damals als Melder in eine Partisanen-



Karte: Els

Das Königreich Laos (236 800 km², 2 200 000 Einwohner) wurde nach jahrzehntelangem Kampf gegen die französischen Kolonialisten im Jahre 1954 unabhängig. Die USA versuchten, das Land auf einen proamerikanischen Kurs zu zwingen und stürzten mit Hilfe rechter Extremisten 1958 die laotische Koalitionsregierung, in der auch die fortschrittliche Neo Lao Haksat vertreten war. Diese reaktionäre Entwicklung wurde durch den Staatsstreich des Hauptmanns Kong Le im August 1960 unterbrochen. Zu den beiden bestehenden politischen Gruppierungen (der linken Neo Lao Haksat unter Souphanouvong sowie den Rechten unter Phoumi Nosavan) trat damit eine „neutralistische" Gruppe, die bis zu ihrer Spaltung 1963/64 unter der Führung des ehemaligen (und späteren) Ministerpräsidenten Souvanna Phouma und Kong Le's stand. Die folgende offene amerikanische Intervention zugunsten der Rechten wurde zeitweilig durch das 1962 geschlossene Genfer Laos-Abkommen gestoppt. Seit 1964 tobt jedoch wieder der Krieg gegen die befreiten Gebiete des Landes sowie gegen die Stellungen der mit der Volksbefreiungsarmee verbündeten linken Neutralisten — allerdings ohne daß es den USA glückte, Raum für den geplanten „Flankenangriff auf Südvietnam" von laotischem Territorium aus zu gewinnen.

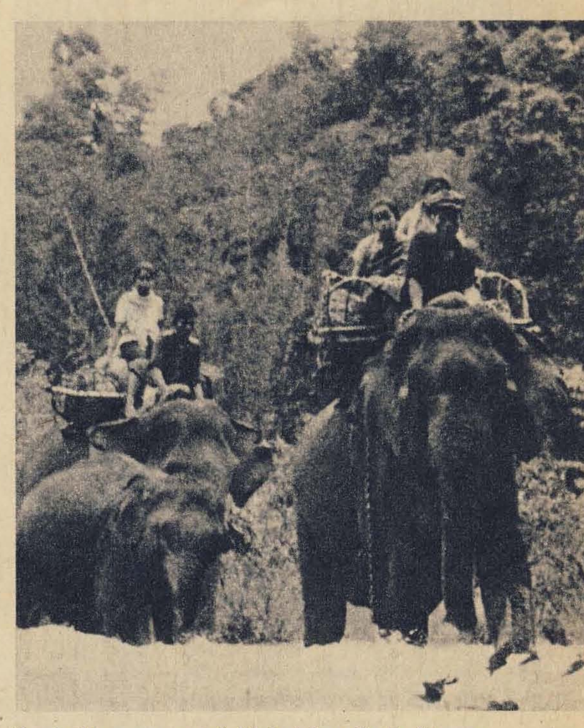
abteilung und kam in all diesen Jahren nicht ein einziges Mal dazu, seine Heimatstadt zu besuchen.
Der Name dieser Stadt war mir schon aus amerikanischen Zeitungen bekannt; denn in den USA wird behauptet, Tschepon sei „der Hauptumschlagplatz auf dem sogenannten Ho-chi-Minh-Pfad, der Nord- und Südvietnam über das Territorium von Laos verbindet", die Stadt sei „von Einheiten der Vietnamesischen Volksarmee besetzt". Eine unverfrorene Motivierung für den Piratenkrieg gegen ein friedliebendes Volk, das Zehntausende Kilometer von den USA entfernt ist.
Wenige Tage später hatte ich Gelegenheit, Einwohner von Tschepon, das tragische Schicksal der Stadt selbst und den Heldenmut ihrer Verteidiger näher kennenzulernen.

In einem Bergtal, wo sich zwei Flüßchen zu dem reißenden Tschepon vereinigen, liegt eine tote, gepeinigte Stadt. Im Mondschein erzählen die Trümmer der Häuser, die riesigen mit Regenwasser gefüllten Bombentrichter, die schwarzen Stämme der verkohlten Palmen, die drückende Stille und die wie durch ein Wunder unversehrte, alles überragende riesige Buddhastatue wortlos, welche furchtbare Tragödie die Stadt durchgemacht hat. Kein Licht, kein Zeichen dafür, daß hier Menschen leben.

Welches ist der wirkliche Grund für das ungeheure Verbrechen an den Bewohnern von Tschepon?
Zwischen dem 16. und dem 17. Breitengrad verläuft das schmale Band einer Straße, die Laos gleichsam in zwei Teile zerschneidet. Das ist die berühmte Straße Nr. 9. Sie beginnt am Ufer des Mekong-Flusses, bei der Stadt Savannakhet, unmittelbar an der Grenze zu Thailand, und verläuft direkt nach Osten. Sie überquert die südvietnamesische Grenze und erreicht nahezu die Küste des Stillen Ozeans. Von den 220 über laotisches Territorium führenden Kilometern dieser strategisch überaus wichtigen Straße war im Sommer 1962, als das Genfer Laos-Abkommen unterzeichnet wurde, nur ein etwa 100 Kilometer langer Abschnitt an der thailändischen Grenze unter der Kontrolle der proamerikanischen rechten Gruppierung verblieben. Die Straße Nr. 9 ist aber der kürzeste Verbindungsweg zwischen Thailand und Südvietnam. Und Tschepon liegt an diesem Wege, den die Amerikaner gern in ihren Besitz bringen würden.

Faktisch ist seit Mai 1964 eine offene bewaffnete Intervention des amerikanischen Imperialismus gegen das laotische Volk und seine kämpferische Vorhut – die patriotischen Kräfte – im Gange. Bombardiert werden auch die nördlichste Stadt von Laos, Phong Saly, und die revolutionäre Hauptstadt von Laos, Sam-Neua, das Tal der Tonkrüge und Nam-Ta. Alle diese Städte und Gebiete liegen zum Teil Hunderte Kilometer von Mittel- und Südlaos entfernt.
Bombardiert werden alle Straßen, Dörfer und Städte in Gebieten, die von patriotischen Kräften kontrolliert werden. Im Grunde ist nun


Genosse Kham Tei (rechts), Oberbefehlshaber der laotischen Volksbefreiungsarmee, mit seinem Stab


Durch oft unwegsames Gelände bringt die Bevölkerung Lebensmittel für ihre Soldaten.

Das blieb von Major Charles Tofferi, Pilot des 418. US-Flugzeuges, das über Laos abgeschossen wurde.


neben Südvietnam und der Demokratischen Republik Vietnam in Indochina eine dritte Front in dem vom amerikanischen Imperialismus entfesselten Krieg entstanden.
Gestern war aus dem Hauptquartier ein Melder eingetroffen und hatte uns mitgeteilt, daß uns der Oberbefehlshaber der patriotischen Streitkräfte empfangen könne. Mit Anbruch der Dunkelheit machten wir uns auf den Weg. Nach zwei Stunden tauchte aus dem Gebüsch der lautlose Schatten eines Postens auf. Wenige Minuten später schritten wir auf einem schmalen Pfad an Fernsprechleitungen entlang. Dann stiegen wir einige Erdstufen hinauf und standen in einer riesigen, durch Petroleumlampen erhellten, tiefen Höhle.
Leichten Schrittes kam uns ein hochgewachsener, schlanker Lao in Gummistiefeln und einer Armeeuniform ohne Rangabzeichen entgegen. Ich sah Genossen Kham Tei, den Oberbefehlshaber, nicht zum erstenmal. Im Jahre 1964, kurz vor der offenen bewaffneten USA-Intervention in Laos, waren wir uns in Sam-Neua schon einmal begegnet – nicht in einer Höhle, sondern in einer hellen, trockenen Villa, der Residenz des Prinzen Souphanouvong, des Vorsitzenden des ZK der Patriotischen Front von Laos (Neo Lao Haksat). Man feierte damals den 18. Jahrestag der patriotischen Streitkräfte der Pathet-Lao.
Seit der Zeit, da der 22jährige Bauernbursche Kham Tei in den ersten Tagen der Revolution von 1945 zum Gewehr gegriffen hatte, war sein Schicksal untrennbar mit dem der patriotischen Streitkräfte verbunden. Er wird niemals vergessen, wie er im Jahre 1946 mit den Überresten der geschlagenen revolutionären Armee den Rückzug antrat. Qualvolle politische Emigration folgte. Zwei Jahre später aber begannen Zeitungen in Frankreich und in der laotischen Hauptstadt Vientiane von einem furchtlosen Kommandeur der Partisaneneinheiten in Unter-Laos zu berichten. Dann war Kham Tei an vielen Fronten von Mittel- und Ober-Laos zu finden. Im Jahre 1960 wurde der Partisanenkommandeur Kham Tei zum Oberbefehlshaber der patriotischen Streitkräfte ernannt.
In relativ kurzer Frist entstand aus zwei Bataillonen der Pathet-Lao und Hunderten kleiner Partisanengruppen die reguläre Volksbefreiungsarmee von Laos, die heute Zehntausende Soldaten zählt. Tausende von Kommandeuren und Kommissaren absolvierten inzwischen militärische und politische Schulen. Zur Armee gehören heute u. a. Schützen-, Flak-, Panzer-, Pionier- und Spezialeinheiten.
Darüber sprachen wir auch im Hauptquartier, an einem langen Brettertisch. Und abschließend sagte Genosse Kham Tei:
„Wir führen einen gerechten Kampf, wenn wir jeden Fußbreit des von den patriotischen Kräften kontrollierten Territoriums verteidigen und alles mögliche tun, um die befreiten Gebiete zu befestigen. Unsere Stärke liegt vor allem in der Unterstützung durch die Volksmassen, in der hohen Moral der Kämpfer und Kommandeure der Volksbefreiungsarmee von Laos. Das alles, wie auch die Unterstützung unseres gerechten Kampfes durch die sozialistischen Länder, durch alle friedliebenden Völker der Welt, verleihen uns die Zuversicht, daß der Sieg unser sein wird. Die Vereinigten Staaten werden schließlich von unserem Territorium verschwinden müssen."

„Aber nicht durchreißen!" Ein Bataillonskommandeur der Volksbefreiungsarmee kontrolliert die Waffenausbildung.





Schmetternde Marschmusik, Arbeiter- und Jugendlieder weckten am 2. April so manchen Schweriner. „In den Uniformen kennt man sich gar nicht mehr aus", hörte ich einen älteren Bürger am Straßenrand sagen. Überrascht hatten ihn wohl kaum die vielen Hundert Blauhemden, die in den Marschkolonnen zur Gedenkstätte der Sozialisten zogen. Er war vielmehr erstaunt, daß dort Jungens in den grünen Uniformen der Volkspolizei einen Stahlhelm trugen.

Dabei zählen diese Jungens seit langem zum vertrauten Bild der Bezirksstadt. Erst bei den Endkämpfen der Boxmeisterschaften in der schönen Kongreßhalle traf ich den Meister der VP Peter K. Auch er hatte den einheimischen Bantamgewichtler Juterzenka mit besonderem Beifall empfangen. Offenbar fühlte er sich nach fünf Jahren Dienst in der Volkspolizei-Bereitschaft als echter Schweriner.

Oft trifft man auch Bereitschaftspolizisten in einem anderen neuen Wahrzeichen Schwerins. 138 Meter reckt sich seit 1964 ein Fernseh- und UKW-Turm in Schwerin-Zippendorf in die Höhe. Vom 100 Meter hoch gelegenen Café bietet sich ein reizvoller Blick auf das Panorama der Stadt und ihre schöne Umgebung. Eingerahmt durch dunkle Wälder funkeln die sieben Seen in der Sonne, die Schwerin wie ein Gürtel umgeben. Nicht nur von Lokalpatrioten wird Schwerin deshalb als „Venedig des Nordens" bezeichnet.

Vielleicht ist das Mädchen an der Seite des jungen Bereitschaftspolizisten dort am gegenüberliegenden Tisch im Fernsehcafé ein Schloßfräulein!

Einst war das auf der Burginsel im Schweriner See gelegene Schloß beredter Ausdruck feudaler Verschwendungssucht. Mit seinen annähernd 600 Zimmern, den 365 Türmen, Türmchen und Spitzen diente es der Familie des Großherzogs als „bescheidene" Wohnung. Jedes Mitglied dieser „erlauchten" Sippe ließ sich von 50 Bediensteten umsorgen. In die herzogliche Küche mußten aus Zippendorf 1655 die drei größeren Bauern u. a. jährlich zwei Lämmer, die übrigen jeder eins liefern. Über dem Schloßportal hätte der Ausspruch des Freiherrn vom Stein stehen können: „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihre Zustände zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtieres, das um sich alles verödet und mit der Stille des Grabes umgibt." In einem Lied dagegen, das zur 800-Jahrfeier Schwerins 1960 entstanden ist, heißt es:

„Hoch im Palast, wo der Herzog gethront,
Bürger ihm lagen zu Füßen,
sind heut' die Räume von Mädchen bewohnt,
die lernend das Neue begrüßen."

Ja, heute beherbergt das Schloß mehr als 700 junge Mädchen, die als Kindergärtnerinnen die heranwachsende Generation mit erziehen sollen. Und zwischen der Schule im Schloß und der Volkspolizei-Bereitschaft gibt es auch ganz offizielle Freundschaftsbande.

Ganz inoffiziell sitzen dort drüben der Bereitschaftspolizist und sein Schloßfräulein im Zippendorfer Fernsehturm-Café. Wie sollten sie auch an die Zeit vor 22 Jahren denken!

Es war bei der Gastwirtschaft „Deutsche Eiche" in Zippendorf. Dort stand eine Gruppe SS-Leute aufgeregt miteinander sprechend. Eine Frau aus einem Flüchtlingstreck trat hinzu: „Was gibt's?" – „Adolf Hitler ist tot!" Tief aufatmend vernahm es die erschöpfte Frau. „Gott sei Dank, jetzt wird bald Friede werden", sagte sie und ging in der Richtung ihres Trecks davon. Hunderte entsetzter Frauen, Männer und Kinder wurden nun Zeuge, wie ein Tiergesicht in SS-Uniform der Frau eine Schlinge um den Hals legte und versuchte, sie an der Laterne hochzuziehen. Viermal riß die Schnur, und viermal wurde das Opfer wieder hochgezogen. – So starb Marianne Grunthal, Lehrerin aus Zehdenick, vor einer Gastwirtschaft in Zippendorf...

Weit schweift der Blick des Pärchens vom Zippendorfer Turmcafé über das Land. An der Peripherie der ehemaligen Residenz- und Beamtenstadt – Schwerin verfügte vor 1945 über keine nennenswerte Industrie – ist unmittelbar am Neumühler See in Sacktannen ein modernes Industrieviertel mit zwei Großbetrieben entstanden. Das Plasteverarbeitungswerk stellt vorwiegend für die fischverarbeitende Industrie Plasterzeugnisse her, jährlich 60 000 Heringsfässer aus Polyäthylen.

Das Kabelwerk kennt unser Bereitschaftspolizist sogar aus eigenem Augenschein. Zwischen diesem neuen Werk und seiner Einheit besteht ein Patenschaftsvertrag. Die Perspektive des Kabelwerks Nord sowie des VEB Klement-Gottwald-Werke ist durch die im Nachbarbezirk konzentrierte Werftindustrie gegeben. Gegenwärtig werden im Kabelwerk Nord zwei Drittel aller Litzen für Schiffskabel hergestellt. In der Perspektive wird das Schweriner Kabelwerk alleiniger Produzent dieses Erzeugnisses für die Schiffsindustrie sein.

Und Abgesandte dieser Betriebe sind auch an diesem 2. April an der Gedenkstätte der Sozialisten.

Die FDJ-Organisation der Bereitschaftspolizisten bekommt feierlich den Namen Karl Liebknechts verliehen. Zu ihnen spricht Professor Kurt Liebknecht. Er ist ein Enkel Karl Liebknechts. Und eigentlich sind sie alle seine Enkel, die dort in den grünen Uniformen und mit dem Stahlhelm auf dem Kopf stehen. Auch in ihnen hat sich der prophetische Satz Karl Liebknechts verwirklicht:

„Ob wir dann noch leben werden – leben wird unser Programm."

Hauptmann Schröder

Das alte und junge Schwerin bei Nacht (oben: die Sport- und Kongreßhalle; unten: Blick durch die Gerichtslaube des Rathauses auf den Markt)

DDR

UNSER VATERLAND

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Unverwüstlicher Lacküberzug

Einen Multi-Color-Lack, bei dem anstelle mehrmaligen Auftragens übereinanderliegender Schichten ein einmaliges Aufspritzen genügt, stammt aus der Farbenfabrik Wolfen. In Verbindung mit Vinoflex PC-Lack-Grundierung erzeugt er auch auf Eisen und Stahl einen außerordentlich kratzfesten, lichtstabilen, farbbeständigen und hartelastischen Plastüberzug.

Sonderwagen SW III

Als „geschützter Sonderwagen SW III" wird der englische Panzerspähwagen „Saladin" von der Deutschen Rover GmbH Frankfurt/M. für die westdeutsche Grenztruppe gebaut. Auch Polizeieinheiten sollen damit ausgerüstet werden. Das Fahrzeug hat eine Masse von 11 t. In seinem Turm befindet sich eine 76-mm-Kanone. Zwei 7,6-mm-MG gehören weiterhin zur Ausrüstung. Die maximale Geschwindigkeit auf Straßen wird mit 72 km/h angegeben, der Fahrbereich mit 241 km (= 241 l Tankfüllung). Als Antrieb dient ein 8-Zylinder-Rolls-Royce-Motor mit einer Leistung von 160 PS.

Tageslicht-Projektor

Ein Dia-Projektor für Tageslicht mit einer neuartigen Spiegeloptik leistet eine Lichtintensität von 1500 Lumen, das ist das zwei- bis dreifache der bisher üblichen Geräte. Zusammen mit einer Projektionswand aus Metallfolie und Plaste hat sich diese aus Prag stammende Entwicklung für Unterrichts- und Lehrzwecke im Gelände bestens bewährt.

Schall schneidet Metall

Im Moskauer Experimentalinstitut für spanabhebende Verformung wurden Ultraschallgeräte gebaut, die jedes Metall „wie Butter" zerschneiden. Das Verfahren bedient sich der Ultraschallkavitation, bei der mittels bersten-



Unteroffizier und Feldwebel

Während wir heute mit Unteroffizier im weiteren Sinn eine Rangstufe zwischen den Mannschaften und den Offizieren bezeichnen (im engeren Sinn den untersten Dienstgrad innerhalb der Unteroffiziere) und damit ausdrücken, daß die Unteroffiziere mit ihren verschiedenen Dienstgraden unter den Offizierskadern stehen, gehörten sie früher einmal zu den Offizieren. Im 18. Jahrhundert unterschied man nämlich innerhalb der Offiziere die „Unter-Officierer" von den „Ober-Officierern". Diese Unterscheidung hielt sich — wenn auch vereinzelt — bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in einigen Kommandos z. B. bei Wachtparaden. — In der preußischen Armee traten Unteroffiziere meist als Werber für Söldner auf.

Die frühere Bezeichnung Korporal für Unteroffizier (ital. caporale = Anführer; capo = Haupt) setzte sich in Deutschland im 17. Jahrhundert durch. Anmaßende und ihre Befehlsgewalt überschreitende Unteroffiziere nannten die Soldaten früher Kapos, meist im abwertenden oder ironischen Sinn (vgl. Schiller, Wallensteins Lager: „Und wer's zum Korporal erst hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht").

Die Dienstgradbezeichnung Feldwebel lautete ursprünglich Feldweibel (weibel gehört zum mittelhochdeutschen weiben = weben oder sich wie ein Weberschiffchen hin und her bewegen) und bezeichnete innerhalb der Kompanie den ersten Unteroffizier, der sich durch besondere Dienstbeflissenheit auszeichnete (Weibel auch oft Gerichtsdiener oder Gemeindebote). Im Mittelalter gehörten zu den Aufgaben des Feldwebels die militärische Ausbildung des Fähnleins, die Unterhandlungen bezüglich des Soldes für die Landsknechte sowie die Vermittlung von Streitigkeiten, die sich zwischen den Söldnern und dem Hauptmann ergaben (also eine Art Schiedsstellung). Ursprünglich bedeutete „Feld" so viel wie die Gesamtheit der Truppe (vgl. Feldmarschall). Daher war der Feldweibel nicht der „Weibel im Felde", sondern der „Weibel d e s Feldes" d. h. aller Soldaten einer Truppe. In dieser Mittlerstellung zwischen den Soldaten und Offizieren kam den Feldwebeln im Heerwesen neben den Hauptleuten große Bedeutung zu (aus Feldwebeln wurden nicht selten die Stellvertreter [lieutenants] der Hauptleute genommen). In einer Truppenvorschrift des 18. Jahrhunderts lesen wir: „Der Feldwebel hat fast die gantze Last der Compagnie auff sich, und nichts bei der Compagnie geschehe, es sey so geringe alß es wolle, das er nicht nachricht davon habe".

Dr. Schu.-Fa.

der Flüssigkeitsblasen, die Schleifkörner enthalten, unter der Einwirkung von Ultraschall jeder feste Körper zerstört wird. Auch komplizierteste Schnitte sind möglich.

Patrouille auf Luftkissen

Wendige Patrouillen-Luftkissenboote baut ein japanischer Werftkonzern. Die Boote sind 10 m lang, 4,5 m breit und entwickeln eine Geschwindigkeit von 40–50 sm/h. Ein Benzinmotor mit einer Leistung von 250 PS erzeugt das Luftkissen, ein zweiter die Kraft für die Vor-, Rück- und Seitwärtsbewegung.

Betonschiffe?

Spezialbeton mit Stahldrahteinlagen dient einer britischen Werft als Material für den Bau von Schiffsrümpfen. Betonschiffe aus einem Guß sollen so gut wie unzerstörbar und auch für scharfe Riffe unangreifbar sein. Die aus diesem Material hergestellten Schiffe sollen eine Geschwindigkeit bis zu 8,5 Knoten entwickeln.

„Argus" wacht

„Argus" heißt ein Feuerwarngerät aus dem Institut für Gerätebau in Bydgoszcz (Volkspolen). Isotopen-Tasten reagieren bereits, wenn in der Luft eines Lagerraumes oder einer feuergefährdeten Anlage Spuren von Verbrennungsprodukten enthalten oder im Lagergut geringe Temperaturerhöhungen festzustellen sind.

Krad mit Brennstoffzellen

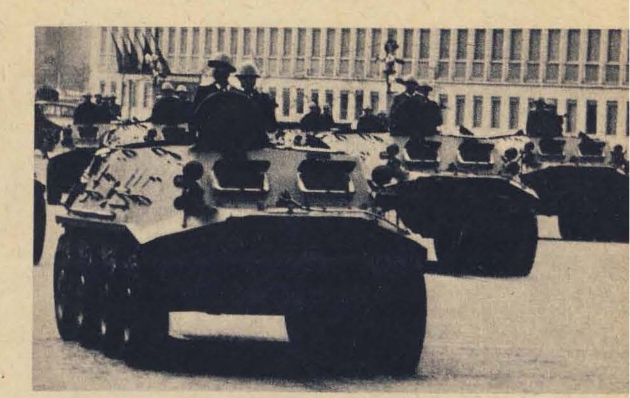
Nachdem in der UdSSR bereits an der Herstellung von Brennstoffzellen für die direkte Umwandlung chemischer Reaktionen in Elektroenergie und ihrer Anwendung für den Antrieb von Kraftfahrzeugen experimentiert wird, testete man in den USA jetzt auch ein Motorradmodell mit Brennstoffzellen: Ein Gemisch von Hydrazin und Luftsauerstoff erzeugt auf chemischem Wege den Strom für das Elektro-Krad.

Löschkanonen

Mit sechs Wasser- und Schaumkanonen größter Reichweite sowie einem 6000-l-Behälter für Wasser und einem 600 l fassenden Kessel für Schaum ist ein geländegängiger Feuerlöschwagen aus der ČSSR ausgerüstet. Das Fahrzeug ist mit einem 220-PS-Motor ausgestattet, erreicht eine Geschwindigkeit von 72 km/h, wird von sechs Mann bedient und soll besonders auf Flugplätzen eingesetzt werden.

Neue Kampftechnik

Den hervorragenden Stand ihrer technischen Ausrüstung und Bewaffnung demonstrierten die Truppenteile der Nationalen Volksarmee anläßlich der diesjährigen Maiparade in der Hauptstadt der DDR, Berlin. Die mot. Schützeneinheiten führten den in seinen Parametern ausgezeichneten Achtrad-SPW sowjetischer Konstruktion vor, die Aufklärer warteten mit der neuen Version des P 40 – mit Drehturm und stärkerer Bewaffnung – auf. Beide Fahrzeugtypen sind schwimmfähig.
Die Feuerkraft der Artillerie wurde durch den neuen Typ eines Salvenwerfers verstärkt. Trägerfahrzeug ist der LKW „Ural 375".







Musterung nach Großväterart?





Felix Krull:

„Im März, als eben mit Vogelgezwitscher und süßeren Lüften der Frühling sich lieblich ankündigte, verlangte die Satzung, daß ich meine Person im Aushebungsbezirke zur ersten Besichtigung vorstellte . . .“

Anno 1967, gleichfalls im März, tut das eine Bekanntmachung des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR. Zur Musterung aufgerufen ist der Jahrgang 1948.

Und alle, alle kommen – wenn auch mit unterschiedlichen Gefühlen.

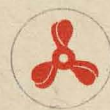
„Mit einem dummen Gefühl“, nimmt Herbert Schmidt, Bohrer, sie auf. Günter Anschütz, Sattler, indes ist „gedanklich darauf vorbereitet“; außerdem hat ihm sein Vater „alles genau erklärt“ und ihm „alle Hemmungen genommen“. Da auch Frank Jacobi, Chemiefacharbeiterlehrling, „schon lange damit gerechnet hat“, nimmt er die Nachricht mit Gelassenheit auf – wie 73% von 112 befragten Jugendlichen des aufgerufenen Jahrgangs.

Felix Krull:

„Noch sehe ich den niedrigen, doch weitläufigen Balkensaal vor Augen, in welchen soldatische Rauhigkeit mich wies, und den ich bei meinem bescheidenen Eintritt von einer großen Menge männlicher Jugend bevölkert vorfand . . .“

Magdeburg Altstadt.
Ein Hinterhof.
Fünf Stufen hoch: Der Musterungsstützpunkt.

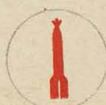


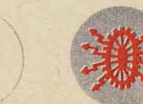




Volksmarine

Einsatz im seemännischen Dienst, in der Navigation, im Maschinenabschnitt oder im Artillerie-, Sperr-, Funk- und Torpedodienst. In den fahrenden Einheiten dienen nur Soldaten auf Zeit. Bevorzugte Berufe: Alle Metall- und Elektroberufe, alle maritimen Berufe, Technische Zeichner, Vermessungstechniker usw. Bedingung: Tauglich I und Vorbereitung auf den Wehrdienst in der GST – Seesport.







Die aktuelle Umfrage

Musterung anno 1550

Verwinkelte Gänge. Zimmer, in die nur spärliches Licht dringt.

Wolfgang Schäfer, Betonfacharbeiter, hatte eine „strenge militär-amtliche Atmosphäre“ erwartet. Nun ist er erstaunt, daß er fast eine Stunde lang keinen „Militär“ zu sehen bekommt und sich in durchaus „ziviler“ Umgebung befindet. Am Eingang eine Dame. Sekretärinnen nehmen die Personalien auf. Krankenschwestern. Auch die Ärzte nicht von der Armee.

Ebenso stößt Günther Lüth, Schlosser, nirgendwo auf „soldatische Rauhigkeit“. Er urteilt: „Es ging ruhig und sachlich zu, auch brauchte man nicht lange rumsitzen und warten.“

Dennoch gibt es hin und wieder kleine Pausen. Wer in dieser Zeit Appetit auf eine Tasse Kaffee, auf eine Bockwurst oder ein Glas Limonade hat, kann sich bedienen: Das Wehrkreiskommando hat hier für die Tage der Musterung mit Hilfe der Handelsorgane eine Imbißstube eingerichtet.

Felix Krull:

„Hinter einem gemeinen Küchentisch saß, Akten und Schreibzeug vor sich, ein schnauzbärtiger Unteroffizier oder Feldwebel. Das Gebaren jenes Chargierten war brutal und auf Einschüchterung berechnet . . .“

Nicht nur in Magdeburg wird man diesen Typ vergeblich suchen. Dafür spricht eine ganze Skala Meinungen dieser Art:

Eisenach.

Hans-Peter Staimle, Werkzeugmacher: „Beein-

Artillerie



Einsatz im Feuer-, Aufklärungs- oder Vermessungsdienst. Bevorzugte Berufe: Metallberufe, Arbeiter aus dem Maschinenbau, Vermessungstechniker, Traktoristen und Kraftfahrer. Bedingung: Tauglich I oder II (mit Einschränkungen); besonderer Wert wird auf ein hohes physisches Leistungsvermögen gelegt. Vorbereitung auf den Wehrdienst in der GST – allgemeine vormilitärische Ausbildung.



Nachrichtentruppen

Einsatz im Funk- oder Fernsprechdienst bzw. in Nachrichtenwerkstätten. Bevorzugte Berufe: Funk- und Fernmeldemechaniker, FS- und Elektromechaniker, Rundfunk- und Fernsehmechaniker, Hochfrequenztechniker, Schaltwarte, Postbetriebsarbeiter, Elektriker. Technische Zeichner sowie kaufmännische Berufe. Bedingung: Tauglich I oder II (mit Einschränkungen). Vorbereitung auf den Wehrdienst in der GST – Nachrichtensport.



Fallschirmjäger

Einsatz als Fallschirmjäger. Bedingungen: Tauglich I, mindestens 10-Klassen-Schulbildung, Facharbeiterausbildung, ausgezeichnete sportliche Leistungen, ledig. Mindestgröße 1,70 m und Nachweis von mindestens 12 Sprüngen. Vorbereitung auf den Wehrdienst in der GST – Fallschirmsport.

druckend war vor allem die höfliche und zuvorkommende Behandlung."

Blankenburg im Harz.

Ralph Banzyn, Schlosser: „Ich war angenehm überrascht, daß ich vor der Musterungskommission meine Wünsche für eine bestimmte Waffengattung vorbringen konnte."

Stralsund.

Hubert Schwank, Elektromonteur: „Die ganze Atmosphäre war vertrauensvoll."

Potsdam.

Werner Beetz, Lehrer: „Ich hatte Interesse, als Soldat auf Zeit zu dienen und wurde gut und sachlich beraten."

Bitterfeld.

Günter Zegnotat, Elektriker: „Ich bin nicht als Untertan behandelt worden, sondern als gleichberechtigter Bürger."

Stendal.

Hansjochen Düsterock, Eisenbahner: „Es mag daran liegen, daß ich bisher noch nie krank war – auf jeden Fall bin ich noch nie so lange und gründlich untersucht worden."

Felix Krull:

„Ich hörte die Befehlsworte, mit denen der Stabsarzt den Rekruten sich hin und her zu wenden und sich von allen Seiten zu zeigen aufforderte, hörte die knappen Fragen, die er ihm vorlegte, und die Antworten, die jener erteilte . . ."

In Wanzleben heißt der „Stabsarzt" ganz zivil Herr Dr. Sigbert König, 31 Jahre alt.

Weder er noch seine zwei Kollegen, die bei der Musterung tätig sind, begnügen sich mit knappen Fragen. Sie nehmen sich Zeit, denn es ist ihnen genug gegeben: Ein Tag für 40 Wehrpflichtige. Nach unseren Messungen (an mehreren Orten!) dauert allein die Hauptuntersuchung fünfzehn, zwanzig oder auch fünfundzwanzig Minuten.

Was wunder, daß der Motorenschlosser Heinz Walter sie als „sehr gründlich" einschätzt. Ebenso hatte Eugen Riebe, Verkäufer, „den Eindruck, daß man es sehr genau nimmt".

Summa summarum sprechen sich 98 % aller Befragten über die ärztliche Untersuchung lobend aus – was den sachlichen Ton und besonders, was die Ausführlichkeit und Gründlichkeit betrifft.

Felix Krull:

„Gern hätte ich in das anstoßende Zimmer, dasjenige, wo die Kommission zu Gerichte saß, einen Blick getan, um von dem amtierenden Stabsarzt ein Bild zu erhaschen . . ."

Gehen wir hinein.

Die Musterungskommission finden wir dort nicht; das ist erst die letzte Station der Musterung, und sie ist getrennt von jener der medizinischen Untersuchung.

Bei der – zumeist von zwei Ärzten vorgenommenen – Voruntersuchung wird, wie Dr. Hans Klose (36) erklärt, zunächst „die Röntgenaufnahme der Brustorgane ausgewertet; ferner, zum Ausschluß von Nieren- und Stoffwechselerkrankungen, die Harnabnahme. Kreislauf und Herz werden auf ihre Belastung geprüft. Es wird eine ausführliche Krankengeschichte angelegt und es werden die üblichen Messungen vorgenommen, also Größe, Gewicht, Blutdruck usw. Schließlich wird die Seh- und Hörfähigkeit bestimmt sowie die Farbtüchtigkeit".

Danach geht's weiter, in den nächsten Raum – zur Hauptuntersuchung.

Dieter Seidel (35), Arzt, umreißt ihre Aufgaben wie folgt: „Hier wird der physische und psychische Zustand eingeschätzt. In erster Linie durch eine Beurteilung des Körperbaues, der Haut,

MITARBEIT: Unterfeldwebel d. R. Jürgen Bley, Unterleutnant d. R. Dietrich Kazmierzak, Hauptmann d. R. Alfred Schmidt, Feldwebel d. R. Manfred Brenner

des Ernährungszustandes, der Körperhaltung, des Muskeltonus, der Extremitäten und Gelenke, der Brust- und Bauchorgane sowie des vegetativen und zentralen Nervensystems. Der leitende Arzt faßt die Untersuchungsergebnisse zusammen und bestimmt danach die Tauglichkeit."

„Dabei gibt es", fügt Dr. Jochen Kastarik (39) hinzu, „für die einzelnen Tauglichkeitsstufen feste Kriterien, eine sogenannte Fehlertabelle. Und es sind allein die Ärzte, die über die Diensttauglichkeit entscheiden. Kein anderer hat ihnen drein zu reden und tut es auch nicht."

Nebenbei bemerkt: Mancher bekommt bei der Musterung nicht nur seinen Wehrpaß, sondern mitunter auch einen Überweisungsschein zum Facharzt. Dieweil die Untersuchung ein Leiden zutage gefördert hat, von dem er bislang noch nichts wußte.

Felix Krull:

„Ein längerer Tisch schnitt schräg zur Rechten einen Winkel des Zimmers ab, und Herren, teils vorgebeugt, teils zurückgelehnt, in Uniform und Zivil, saßen in einer Reihe daran . . ."

Des Elektromechanikers Herbert Roses „Guten Tag" klingt, als ob ihm ein Frosch im Halse stecke.

Er möchte zu den Luftstreitkräften, zum Bodenpersonal. Sein Freund ist dort, und dem gefällt es.

Major Gerd Hönisch (37), Vorsitzender der Musterungskommission, fragt ihn nach einigen einleitenden Worten, ob er einen bestimmten Wunsch habe.

Herbert sagt, woran er denkt.

„Sie sind aus dem Elektrofach. Die Fahrerlaubnis haben Sie . . ."

„Klasse fünf – und an der vormilitärischen Ausbildung bei der GST habe ich auch teilgenommen!"

„Gut. Entsprechend Ihrer Tauglichkeitsstufe und der Voraussetzungen, die Sie mitbringen, geht es."

Er wendet sich an die Mitglieder der Kommission: „Gibt es Einwände, daß wir ihn für die Luftstreitkräfte mustern?"

Weder der Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates der Stadt für Inneres noch ein anderer Genosse hat etwas dagegen.

Herbert Rose, tauglich I, empfängt seinen Wehrpaß.

Daß man hier auch einen Wunsch äußern kann, das hätte er nicht gedacht.

Ja, man kann.

Ob er allerdings in Erfüllung geht, hängt vor allem davon ab, in welchem Verhältnis die eigene schulische, berufliche und vormilitärische Vorbildung zu den Erwartungen steht. Wer die Seesportklubs der GST bislang nur von außen gesehen hat, dürfte kaum Chancen haben, für die Volksmarine gemustert zu werden . . .

Pioniere



Einsatz im Brücken-, Stellungs-, Straßen- oder Sperrenbau, im Sprengdienst oder als Taucher. Bevorzugte Berufe: Alle Metallberufe, Kranfahrer, Kfz.-Schlosser, Brunnenbauer, Traktoristen und Kraftfahrer. Bedingung: Tauglich I oder II (mit Einschränkungen). Vorbereitung auf den Wehrdienst in der GST – allgemeine vormilitärische Ausbildung und Tauchsport.

Panzertruppen



Einsatz als Richt- oder Ladekanonier; nur Soldaten auf Zeit können Panzerkommandant oder Panzerfahrer werden. Bevorzugte Berufe: Alle Metallberufe. Bedingung: Tauglich I oder II (mit Einschränkungen). Vorbereitung auf den Wehrdienst in der GST – allgemeine vormilitärische Ausbildung und Tauchsport.

Felix Krull:

„'Weggetreten!' wiederholte die scharf näselnde Stimme, und ein neuer Name ward aufgerufen . . ."

Weg- und endgültig abgetreten ist bei uns das alte bürgerliche Gesellschaftssystem. Und mit ihm der Ausbeuterstaat, die volksfeindliche Armee. Volk und Armee sind eins in der Deutschen Demokratischen Republik. Und die Musterung ist keine Menschenbeschauung mehr, aus der sich die Ausbeuterklasse das Kanonenfutter für ihre Kriege sucht. Heute stehen sich bei der Musterung nicht mehr Herren und Untertanen gegenüber, sondern gleichberechtigte Staatsbürger, denen daran gelegen ist, daß dieses unser sozialistisches Vaterland blüht und gedeiht – geschützt von des Volkes Armee. Das prägt den neuen Charakter unserer Musterung, ihren Inhalt und ihre Form, ihren Ton und ihre Entscheidungen.

Ihr

Karl Heinz Freitag



Spikes und Hubschrauber

Unser Redakteur Major Horst Spickereit besuchte den Sowjetischen Armeesportklub Wünsdorf



Olympische Spiele 1960 in Rom. Der Wettkampf der Speerwerfer ist erst einige Minuten im Gange, als schon eine Überraschung geschieht: Walter Krüger aus der DDR, der als zweiter Werfer startet, schleudert den Speer trotz des regnerischen, windigen Wetters auf großartige 79,36 m. Wird diese Weite reichen, um den Mecklenburger Jungen in die Spitzengruppe zu bringen? Doch nur einer wirft weiter als er: Viktor Zybulenko (UdSSR). Seine 84,64 m vermag keiner zu überbieten. Das aber heißt: Neben ihm auf dem Siegerpodest wird Walter Krüger stehen und olympisches Silber in Empfang nehmen ...

Ein Frühlingstag im Jahre 1967. In Elstal, einem Dorf westlich Berlins, gibt es ein Wiedersehen mit Viktor Zybulenko. Vorbei sind die Zeiten, da er auf dem Rasen der Sportstadien den Rekorden nachjagte. Eine neue Generation von Sportlern ist in der Sowjetunion herangewachsen, bessere Werfer haben die Spitze übernommen. Als Trainer sorgt Zybulenko jetzt dafür, daß es noch mehr werden.
Hier in Elstal hat der Sportklub der zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte sein Domizil aufgeschlagen. Hier ist auch der Arbeitsplatz des Olympiasiegers von Rom. Zusammen mit zehn anderen Trainern formt er aus talentierten jungen Soldaten die zukünftigen Meister, die einmal in die Fußtapfen ihrer Vorbilder treten werden. Und wenn es vorhin hieß, die Zeiten sportlicher Wettkämpfe sind vorbei, so bedeutet das keinesfalls, daß Viktor Zybulenko nicht mehr auf Reisen geht. Trainer sind im allgemeinen viel „auf Achse". Aber die zehn hier in Elstal, die haben ein besonders umfangreiches Pensum. Ihr Weg führt sie weniger in ferne Länder, als vielmehr kreuz und quer durch die DDR. Nicht nur zu Sportveranstaltungen, sondern auch zu ihren 2000 Aktiven in den Einheiten. Ja, Sie haben schon richtig gelesen: 2000 Spitzensportler betreut der SASK Wünsdorf.
Sie sind keineswegs alle in Elstal untergebracht und konzentriert, so wie man das von den Sportklubs unserer Armee kennt. Zweimal im Jahr oder dreimal kommen sie hierher, um sich auf Wettkämpfe vorzubereiten oder auch, um in internen Vergleichen ihre Leistungen zu messen. Die übrige Zeit machen sie regulären Dienst. Trotzdem können sie sich im sportlichen Training – fern vom Klub – nicht auf die Bärenhaut legen. Jeder von ihnen hat einen genauen Trainingsplan und steht mit seinem Trainer, sofern er nicht von ihm besucht wird, in brieflicher Verbindung.

■

Das Haus der Offiziere in Wünsdorf bewahrt einen großen, imposanten Pokal auf. Eine Auszeichnung des sowjetischen Verteidigungsministers für den SASK. Sie wurde ihm zugesprochen für die hervorragende massensportliche Arbeit im vergangenen Jahr. Hier wird die andere, nicht minder wichtige Seite in der Tätigkeit des Klubs sichtbar: Den Freizeit-Massensport in den Truppenteilen zu betreuen. Sportorganisatoren, Sektionsleiter, Schieds- und Kampfrichter – sie alle werden durch die Klub-Trainer ausgebildet, unterstützt von den Leistungssportlern.
So gesehen, ist der SASK Wünsdorf ein Zentrum, von dem die Fäden in mehrere hundert Einheiten gehen. Und so kommt es auch, daß die Trainer mehr in den Garnisonen als im Klub zu finden sind.

■

Es war vor 31 Jahren, zu den Olympischen Spielen 1936, als hier in Elstal, zehn Kilometer vor den Toren Berlins, 4069 Sportler aus aller Welt mit ihren Betreuern Platz fanden.



„Nehmen Sie eine Zwei und hängen Sie noch drei Nullen 'ran – dann wissen Sie, wieviel Sportler wir betreuen", erklärt Major Soskow dem AR-Reporter.



Unerschöpfliches Nachwuchs-Reservoir für den SASK Wünsdorf: Das Sportleben in den Truppenteilen. Die Klubtrainer sind oft aufmerksame Beobachter dieser Wettkämpfe und entdecken viele Talente.

Idyllisch eingebettet in die hügelige Landschaft, umgeben von einem Birkenwäldchen, liegen die Gebäude und Anlagen. Zehn der weit über hundert Häuschen beherbergen heute den sowjetischen Armeesportklub. Wo einst Rudolf Harbig, einer der besten deutschen Läufer, trainierte, wo Jesse Owens, der farbige Amerikaner, seine vier Goldmedaillen bewundern ließ – dort kommen heute Sportler aus den sowjetischen Truppenteilen zusammen, um sich im olympischen Geist auf ihre Armeemeisterschaften, auf die Allunionswettkämpfe oder auf Begegnungen mit DDR-Sportlern vorzubereiten.
Vielleicht hatte in einem der Häuschen des heutigen SASK einst auch Werner Seelenbinder Quartier bezogen. Vielleicht war in einem dieser Zimmer das konspirative Zentrum der Antifaschisten, von wo aus sie die Olympiateilnehmer über die Naziverbrechen aufzuklären suchten. Sie – und mit ihnen der deutsche Ringer – taten das ihrige, um den Faschismus zu bezwingen. Jetzt trainieren wieder Ringer hier: Soldaten jener Armee, die den faschistischen Staat zerschlug und gemeinsam mit uns darüber wacht, daß sich diese Schreckensherrschaft nicht wiederholt.

■

Im ehemaligen olympischen Dorf haben die sowjetischen Genossen fast ein olympisches Programm entwickelt: 25 Sportarten werden hier

Juri Wlassow war sein Trainingspartner, Leonid Shabotinski – der derzeit stärkste Mann der Welt – seine Entdeckung: Hauptmann Semjon Sergejewitsch Suslow.



betrieben. Leichtathletische Disziplinen finden sich darunter, die Krone Olympias. Wasserball. Turnen, „König" Fußball selbstverständlich. Schieß-, Motorsport, Basketball, Gewichtheben. Sambo (eine besondere Form des Judo-Kampfsportes). Schwimmen, Ringen, Boxen oder – mit einem Stützpunkt in Neuruppin – Rudersport, speziell Kutterrudern.

Außer Spikes, Bällen und Rennrädern gehören jedoch auch Hubschrauber zur Sportausrüstung des SASK. Von ihrem Stützpunkt bei Wünsdorf steigen die Flugsportler mit den Helikoptern auf. Ihr Trainingsplan sieht vielerlei Übungen vor. Das Präzisionsfliegen etwa, wobei der Pilot wenige Meter über der Erde ein am Boden aufgezeichnetes Quadrat abzufliegen und an jeder Ecke zentimetergenau aufzusetzen hat. Oder die Wendemanöver, wobei auf einem „festen" Standpunkt in der Luft Wendungen um 45° oder 90° vorgenommen werden müssen – eine Aufgabe, die großes fliegerisches Können verlangt. Daß die Wünsdorfer gerade in dieser, bei uns bisher unbekannten Sportart etwas zu bieten haben, zeigt wohl vor allem die Tatsache, daß sie sich 1966 den Titel des Vizemeisters der Sowjetarmee erkämpfen konnten. In Elstal haben wir es mit Armeesportlern zu tun. Und so ist es nicht verwunderlich, daß hier auch militärische Disziplinen gepflegt werden. Zum Beispiel der Militärische Fünfkampf: Der Soldat muß dabei schwimmen, turnen, querfeldeinlaufen, mit der MPi schießen, und hinter dem Lenkrad eines LKW seine Fahrkünste beweisen.

Der SASK Wünsdorf hat einen guten Ruf auch in der Heimat, geboren aus zahlreichen Erfolgen. So stellten die „Wünsdorfer" aus Elstal 1966 allein 17 Armeemeister, und 15 Genossen erkämpften sich bei den Landesmeisterschaften Medaillen. Die Wasserballer und die Ringer holten sich bei den Meisterschaften der Streitkräfte jeweils einen zweiten Platz, die Sportschützen den dritten.

„Leider kommen unsere Besten nicht mehr zu uns zurück", berichtet etwas wehmütig Major Soskow, der Klubleiter. „Sie bleiben beim Zentralen Armeesportklub in Moskau. So heißt es

Die langen Kerls aus Wünsdorf: Gern gesehene Gäste auf den Basketballplätzen unserer Republik, namentlich auf dem des ASK Vorwärts Leipzig.

denn für uns immer wieder, von vorn zu beginnen und neue Kader auszubilden."
Der gute Ruf des Klubs, das ist in besonderem Maße auch der Ruf seiner Trainer – beispielsweise des Cheftrainers Hauptmann Semjon Sergejewitsch Suslow. Ein wahrer Hüne. Einsneunundachtzig groß und 125 kg schwer. Gewichtheber! 1953 und 1955 Meister der Streitkräfte, betrug seine damalige Bestleistung im olympischen Dreikampf 460 kg. Zu seinen Trainingspartnern gehörte Juri Wlassow, der Ex-Weltrekordler und Olympiasieger. Semjon Sergejewitschs größtes Verdienst aber ist es, daß er den stärksten Athleten der Welt entwickelt hat: Den zweifachen Weltmeister Shabotinski. Dieser berühmte Mann war Soldat bei Suslow und wurde von ihm fünf Jahre lang trainiert.
In Elstal setzt der Hauptmann diesen Weg zielstrebig, beharrlich und mit Erfolg fort. Sechs junge Soldaten hat er in die spezielle Ausbildung genommen, von denen er annimmt, daß er sie in diesem Jahr zu „Meistern des Sports" entwickeln kann. Wer weiß, vielleicht ist ein neuer Shabotinski darunter ...

■

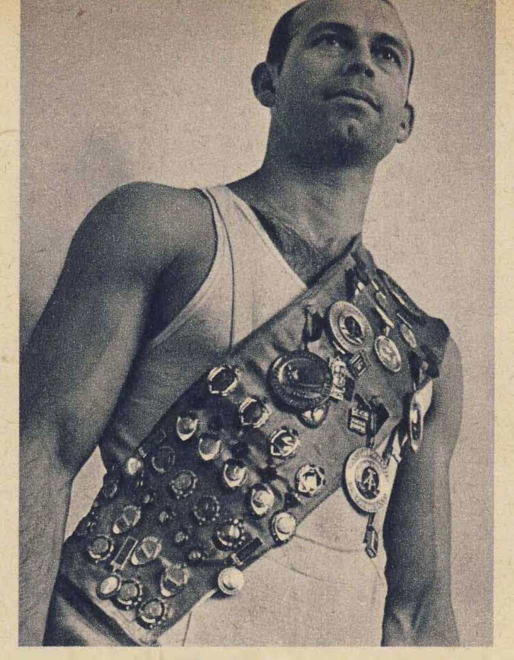
Im thüringischen Dillstädt treffen sich in den Maitagen des Jahres 1963 Sportler aus sechs sozialistischen Armeen. Es herrscht Premierenstimmung, denn zum erstenmal werden SKDA-Meisterschaften im Motocross ausgetragen.
In der 250-cm³-Klasse führen der Leipziger Willamowski und der sowjetische Fahrer Grigorijew vom SASK Wünsdorf das Feld an. Runde für Runde kämpft jeder verbissen um die Spitze, Runde für Runde schiebt sich Grigorijew immer mehr vor und kann schließlich den ersten SKDA-Titel bei diesen Wettkämpfen erringen ...
Ob in Kyritz, Zeuthen, Storkow oder wo die Pisten in unserer Republik noch liegen, die Motorradfahrer des SASK Wünsdorf haben hier so manchen harten Kampf mit der DDR-Elite und mit internationalen Gästen ausgefochten. Viele Medaillen und Siegerschleifen führten ihre Asse wie Kalkis, Portnjagin, Rautenfeld, Kudinow und Sokolow in den Klub. Was wunder, gehören sie doch zu den besten Fahrern der Sowjetarmee.
80 Fahrzeuge für Straße und Gelände – meist MZ- und CZ-Typen – stehen in den Boxen. Auffallend sind die zahlreichen Gespanne. In der Sowjetunion sind jedoch die Rennen mit Beiwagenmaschinen weitaus populärer und verbreiteter als bei uns.

■

In den olympischen Regeln heißt es, daß der Sport zur Freundschaft und zum Erhalt des Friedens zwischen den Völkern beitragen soll. In Elstal, dem ehemaligen olympischen Dorf, sind diese Gedanken Wirklichkeit geworden. Hier treffen sich Sportler der Nationalen Volksarmee und der sowjetischen Streitkräfte, um Erfahrungen auszutauschen und in freundschaftliche Wettkämpfe zu treten. Klubleiter



Abwärts geht es höchstens mal auf einem Geländeabschnitt, in der Jagd nach den Motocross-Trophäen jedoch aufwärts. Siebenmal schon wurden die Starschinas Anatoli Rautenfeld und Alexander Portnjagin mit ihrem 750er Gespann Allunionsmeister.



Vierundvierzigfacher Medaillensegen auf roter Schärpe: Leutnant d. R. Gennadi Michailow. Das Band erhielt er, einer alten Tradition entsprechend, für seinen Sieg am Reck bei den UdSSR-Meisterschaften. Außerdem ist er SKDA-Meister im Olympischen Zwölfkampf.



Schach – nicht nur als Freizeitbeschäftigung, sondern auch als Sportart eines Armeeklubs? Marschall Rodion Malinowski: „Schach entwickelt die Genauigkeit des Denkens, die Fähigkeit, sich zu orientieren und verantwortliche Entscheidungen in sich schnell verändernden Situationen zu treffen."

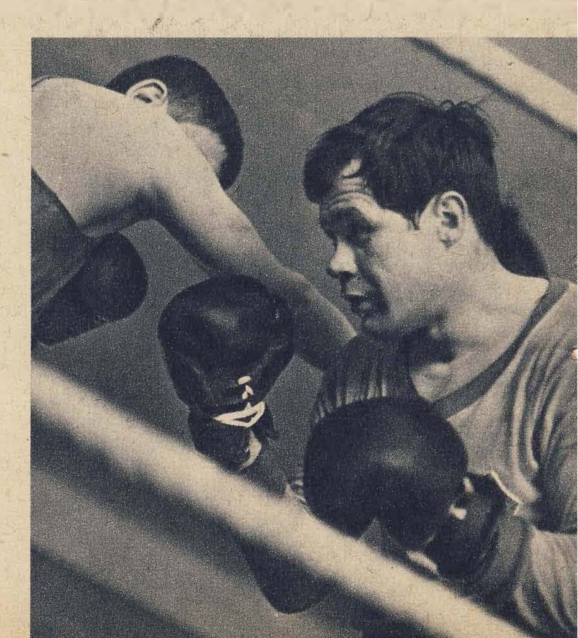
Soskow ist sehr zufrieden: „Wir haben ausgezeichnete Kontakte zu Vorwärts Potsdam, nach Strausberg, Berlin und Rostock, aber auch zum Stab der Grenztruppen der NVA. Erst im Februar waren die Rostocker Ringer zu einem zweiwöchigen Trainingslager bei uns. Dann fuhren wir zu ihnen."

Die sowjetischen Sportler helfen unseren, und auch unsere konnten ihnen schon manch wertvollen Tip geben. Einige Wochen vor den diesjährigen Europameisterschaften war Gerhard Dietrich in Elstal am Seitpferd noch etwas unsicher, als er zusammen mit den sowjetischen Genossen trainierte. Sicher ist es auch ein Plus jener gemeinsamen Übungstage, daß er sich wenig später unter der Turn-Elite unseres Kontinents gerade an diesem Gerät eine Bronzemedaille erobern konnte . . .

■

Zwanzig Jahre wird der Sowjetische Armeesportklub Wünsdorf in diesem Jahr alt. Als man 1947 begann, stand man vor ebensolchen Schwierigkeiten wie manche deutsche Sportgemeinschaft: Es fehlte an vielem, an Sportplätzen und an Sportgeräten. Vorübergehend ging man in die Turnhalle einer nichtzerstörten deutschen Schule. Nicht etwa, daß sie auf Befehl beschlagnahmt worden wäre. Man kam – und bat, hier trainieren zu dürfen, wenn der Sportunterricht zu Ende sei. Und es waren weitaus weniger Stunden in der Woche, da hier die ersten Aktiven des SASK übten, als es die Mädchen und Jungen des Ortes taten.

Ebenso bescheiden geben sich die sowjetischen Genossen heute. Ihr olympisches Dorf en miniature ist einfach und zweckmäßig eingerichtet. Vieles haben sie selbst wieder instandgesetzt. Und an Geräten mag mancher Sportklub der DDR mehr haben. Doch sie gaben ihrem Quartier den olympischen Geist zurück. Und wenn 1972 eventuell auch ein SASK-Sportler in der sowjetischen Olympiamannschaft sein sollte – wir sind nicht sicher, ob er eben diesen Geist der Freundschaft und der Völkerverständigung auch in München finden wird.



Sparring mit einem dreifachen Meister der Sowjetarmee: Sergeant Konopljow.

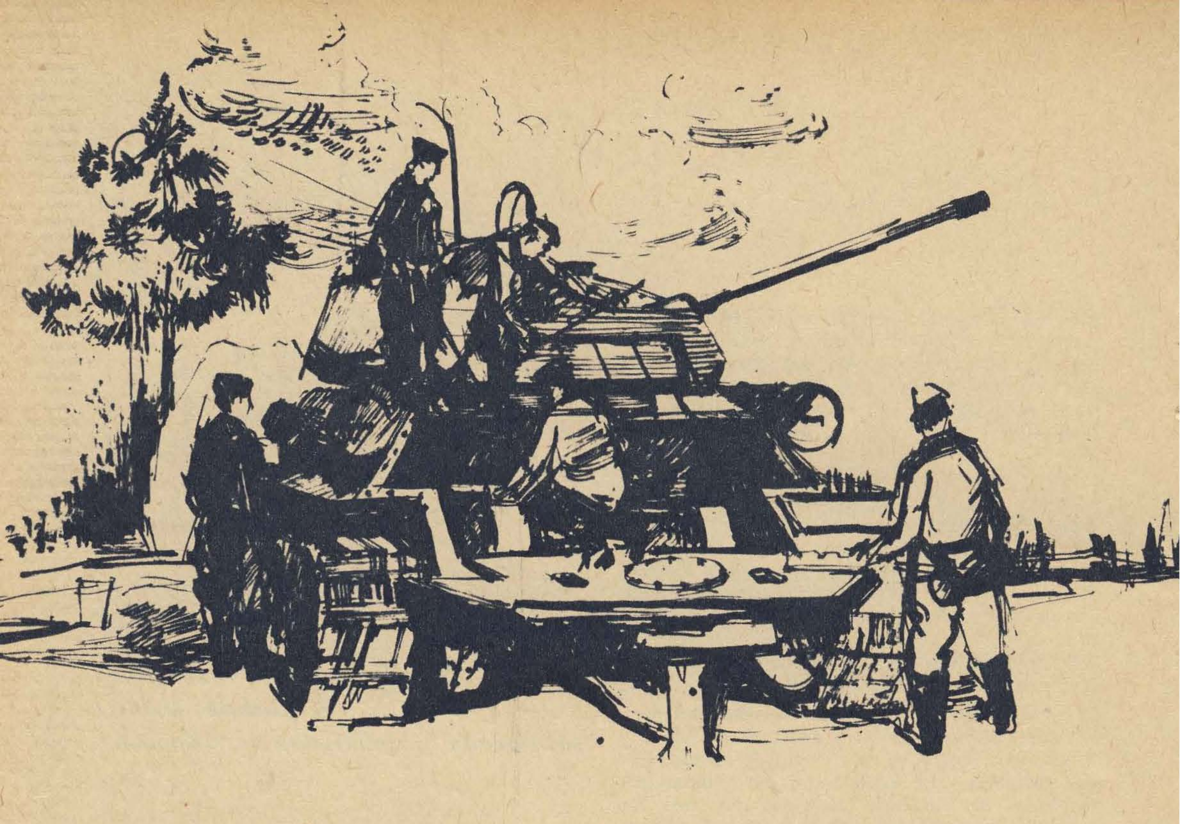
Leicht gesagt, immer VORBILD sein

Von Hauptmann Herbert Koch
Mitglied des Zirkels
schreibender Soldaten im Verband Klenner

Meine erste Parteigruppenberatung in der Kompanie ist mir noch deutlich in Erinnerung. Ich wurde anders empfangen, als ich erwartete. Oberleutnant Walter, der Gruppenorganisator, sagte mir, morgen sei Parteiberatung. Etwas freundlicher hätte er ruhig sein können, dachte ich.
Mein Parteisekretär im Betrieb war da ganz anders. Freundlich und entgegenkommend. Egal, ob er nur mal so vorbeikam oder etwas von einem wollte. Offen und kameradschaftlich war auch die Atmosphäre in unserer Parteigruppe. Versteckspielen gab es nicht. Jeder kannte den anderen schon seit mehreren Jahren.
Wen aber kannte ich aus der Parteigruppe der Kompanie? Nur Unteroffizier Kohl.

Er war mein Gruppenführer während der Grundausbildung. Seinen Spitznamen „Zehnstricheins" verdiente er sich durch sein strenges Beharren auf Einhaltung der Dienstvorschriften. Ich verstand mich gut mit ihm. Er war aber Vorgesetzter, ich nur Soldat. So plagte ich mich mit verworrenen Vorstellungen über meine Rolle in der Gruppenberatung allein. Daß ich als einziger Soldat Genosse sei, sagte mir Unteroffizier Kohl gleich zu Anfang.
Und dann dieses SIE in der Partei.
Im Dienst ist mir das klar. Aber auch in der Versammlung gebrauchen Parteimitglieder das SIE.
Laut Vorschrift, so verulke ich mich selbst, müßte ich den dienstgradhöchsten Offizier fragen, ob es mir gestattet sei, den Genossen Leutnant zu kritisieren. Natürlich kann es nicht so sein, sagte mir meine immerhin schon zweijährige Parteierfahrung.
Aber wie ist es? Das wußte ich nicht. Ich nahm mir vor, kurz zu treten.
Anderntags, zu Beginn der Beratung, instruierte mich Unteroffizier Kohl flüsternd:
„Der Major ist der Parteisekretär des Regiments. Der Hauptmann neben Oberleutnant Walter ist der Genosse Behn, unser Kompaniechef. Die beiden Leutnants kennst Du sicher vom Sehen. Die zwei Unteroffiziere sind Panzerfahrer. Der Unterfeldwebel ist Kommandant, seit einem halben Jahr Kandidat. Genosse Mahnert ist Stellvertreter und Spieß."

Oberleutnant Walter stellte mich als neuen Genossen vor. Ich mußte meinen Lebenslauf darlegen. Erwartungsvoll schauten mich alle Genossen an. Ungewollt stand ich nun doch im Mittelpunkt, berichtete über mich und meinen Betrieb. Von mir selbst spreche ich ungern. Besonderes habe ich nicht vollbracht. Der einzige Unterschied zu Gleichaltrigen besteht darin, daß ich zeitig Mitglied der Partei wurde. Aber auch das ist mehr das Verdienst meiner Eltern und meines Lehrmeisters.
Stellvertreter des FDJ-Sekretärs sei ich gewesen, antwortete ich auf die Zwischenfrage nach gesellschaftlichen Funktionen. Vor älteren Genossen sind solche Fragen fatal. Was haben sie schon alles geleistet, und wie wenig ich.
Der Parteisekretär bat nach meinen Ausführungen ums Wort. Nach seinem Äußeren hätte er mein Vater sein können. Er sprach ruhig und überlegt. Was er sagte, gefiel mir. Er sprach nicht von seinen Leistungen, sondern von einer Schlappe, die er als junger Genosse erlitt.
„Als Agitator verdrehte ich während einer Diskussion mit Arbeitskollegen aus Unwissenheit historische Tatsachen. Ich wollte meinen Fehler nicht zugeben. Mir fehlte Sachkenntnis und der Mut, das einzugestehen. Durch Besserwisserei machte ich mich lächerlich. Ich solle mir das Schulgeld wiedergeben lassen oder fleißig lernen, wurde mir gesagt.
Auch vor Ihnen, Genosse Krahne, werden viele Probleme stehen. Oft werden Sie allein fertig werden müssen. Sie sind der einzige Soldat der Kompanie, der Genosse ist. Das ist nicht ungewöhnlich. Die Soldaten sind meist sehr jung und haben den Weg zur Partei noch nicht gefunden. Sie, Genosse Krahne, sind einer der-



Rudi Kleemann, Dresden: „Im Feldlager"

jenigen, an denen die Soldaten die Partei messen", schloß der Major.

Das ist leicht gesagt, immer Vorbild sein, dachte ich.

Wenn man vor neuen Aufgaben steht, passiert schnell ein Fehler. Die Belastungen, denen man als Soldat unterliegt, sind ganz anders geartet als im Betrieb. Bloß gut, daß ich durch mein Handballspielen Kondition habe. Ich sagte:

„Ich werde mir alle Mühe geben. Das habe ich auch meinen Genossen im Betrieb versprochen." Danach wurde zur Tagesordnung übergegangen. Ich weiß heute nicht mehr so genau, um was es damals ging. Jedoch wurde mir eins klar, die Auseinandersetzung wurde von allen Genossen der Gruppe parteilich geführt. Trotz des Sie gab es keine Schonung. Was gesagt werden mußte, wurde gesagt. Die beiden Panzerfahrer sparten nicht mit kritischen Bemerkungen zur Arbeit ihres Zugführers.

Ich verließ meine erste Parteiberatung in der Armee mit dem Gefühl, dazu zu gehören.

Festgefahren

Die von der Parteigruppe gestellte Aufgabe, als Soldat vorbildlich meinen Dienst zu versehen, war nicht einfach, bei etwas Anstrengung meinerseits aber zu schaffen. Nach dem Kfz.-Lehrgang wurde ich Kraftfahrer, Spießschreiber, wie die Soldaten sagen.

Bei der Übergabe der Fahrerlaubnis sagte mir der Fahrlehrer:

„Sie haben gute theoretische Ergebnisse erreicht. Für Sie, Soldat Krahne, ist das praktische Fahren das wichtigste. Ein Kraftfahrer muß nicht nur Verstand, sondern auch Gefühl für das Fahren besitzen."

Ich wollte alles gut machen, aber das Wollen allein ersetzte keine Fahrpraxis. Oft nahm ich mir vor, heute läßt du dich durch nichts aus der Ruhe bringen. Tue so, als ob es dich nichts anginge.

Sobald aber jemand neben mir saß, wurde ich unsicher. Mir mißlang einfach alles. Ich fand keine richtige Einstellung zu meinem LO 1800. Dabei war ich so stolz auf meinen Bock.

Meine „Fahrkünste" sprachen sich schnell herum. Die Offiziere behandelten mich wie ein rohes Ei. „Fahren Sie mir bloß vorsichtig! Hinten sitzen zwanzig Mann drauf!"

„Du bist vielleicht ein Klamottenkutscher", sagten die Soldaten.

Der Offizier für technische Ausrüstung und der Hauptfeldwebel zeichneten für meine Ausbildung verantwortlich. Sie machten sich die Sache nicht einfach. Sie versuchten es immer wieder mit mir. Besonders der Hauptfeldwebel. Wäh-

rend einer Regimentsübung riß jedoch auch sein Geduldsfaden.

„Krahne. Sie lernen das Autofahren nie. Halten Sie an und setzen Sie sich auf meinen Platz. Ich fahre selbst. Mit Ihrer Fahrerei bringen Sie das ganze Marschband durcheinander."

Mein Fahrzeug war eine ganze Zeit in der Werkstatt, um einen neuen Motor zu erhalten. Während dieser Zeit entfaltete ich mich voll als Schreiber.

„Alles Gute ist eben selten beisammen", sagte der Hauptfeldwebel manchmal. „Der letzte Schreiber war ein Kraftfahrer, wie er im Buche steht. Einen Bleistift konnte er aber nicht regieren. Ihnen liegt wieder der Papierkram mehr."

Mein Wagen kam wieder aus der Werkstatt zurück. Gleich am nächsten Tag mußte ich Soldaten ins Ausbildungsgelände fahren. Ich Neuling sollte die neue Maschine einfahren! Wäre es nicht besser, wenn das ein versierter Fahrer tun würde?

„Ich trau mir das nicht zu", konnte ich als Parteimitglied doch nicht sagen. Ich hatte Angst, mich noch mehr zu blamieren. Sicher hätte der TA geantwortet: „Führen Sie meinen Befehl aus, Genosse Krahne. Diskutieren Sie nicht mit mir!"

Ich begrub meine Bedenken unter einem strammen „Zu Befehl, Genosse Leutnant!" Noch unsicherer als sonst fuhr ich los. Der schlechte Sandweg tat das übrige – ich fuhr den Motor fest. Ich war sauer. Ich mußte mich herausschleppen lassen.

Der TA setzte sich jetzt neben mich. Er sagte kein Wort. Das Donnerwetter blieb aus. Wenn er doch schimpfen würde, dachte ich; denn ganz ohne konnte das nicht abgehen.

Wenig später wurde ich als Kraftfahrer abgelöst. Wegen mangelnder Eignung, hieß es offiziell. Das hatte ich kommen sehen. Es wäre vielleicht besser gewesen, diese Aufgabe von vornherein nicht zu übernehmen. Es stimmt wohl doch, daß sich nicht jeder zum Kraftfahrer eignet.

Die Frage des Leutnants

Als Panzerschütze kam ich in eine Besatzung. Ich war im Zug noch nicht warm geworden, da stellte mir Leutnant Klein die Aufgabe, um den Titel „Bester" zu kämpfen.

Wieso ich? ging es mir durch den Kopf. So etwas kann man doch nicht machen. Als Kraftfahrer hatte ich versagt. Als Genosse hatte ich die mir gestellte Aufgabe nicht gemeistert. Warum? Gab ich mir keine Mühe? Nein, ich hatte meine Fähigkeiten überschätzt.

Nun sollte ich in meiner neuen Funktion gleich um den Titel „Bester" kämpfen? Nur weil ich Genosse bin?

Mit mir nicht! Eben weil ich Parteimitglied bin, kann ich solche Aufgabe nicht übernehmen. Gehe ich die Verpflichtung ein und erfülle sie nicht, blamiere ich die ganze Parteigruppe.

Bester sein bedeutet gute gesellschaftliche Arbeit zu leisten, diszipliniert zu sein und im Sport sowie in anderen Ausbildungsfächern gute Ergebnisse zu erreichen. Das traute ich mir durchaus zu. Aber beim Panzerschießen wurde die Mindestnote „Gut" verlangt. Das war Neuland für mich. Beim letzten Schießen erreichten nur drei Schützen die Note „Gut", einer die „Eins". Die anderen hatten gerade so erfüllt.

Aber ich hatte noch nie aus einem Panzer geschossen! Bestimmt hat mein Zugführer sich das nicht richtig durchdacht. Er möchte mich, das einzige Parteimitglied unter den Soldaten, als Vorbild herausstellen. Nach der Auswertung des letzten Halbjahres wollte keiner recht ran an eine Verpflichtung. Viele bildeten sich ein, die Vorgesetzten würden ein Auge zudrücken, mit dem Bestentitel würde es schon klappen.

Es klappte aber nicht bei jedem.

Die Wertung sollte im neuen Halbjahr noch strenger sein. Das goldrote Abzeichen sollte nur den wirklich Besten gehören, den Aktivisten der Ausbildung.

Ich wollte alles tun, was verlangt wurde. Ich hatte schließlich noch die Scharte mit dem LO auszuwetzen. Aber für dieses Halbjahr mußte sich Klein ein anderes Vorbild suchen, beschloß ich nach eingehender Diskussion mit mir selbst. Tage später trug ich Leutnant Klein meine „reiflich durchdachten" Überlegungen vor.

Leutnant Klein hörte mich ruhig an.

„Fertig mit Schimpfen?" fragte er und ging dabei zum Du über, zu dem vertrauten Du unter Genossen.

„Du hast dir viel Gedanken gemacht, um dich zu rechtfertigen. Aber du hast dich verrannt. Heute zu diskutieren erscheint mir eigentlich zwecklos. Eine Frage überlege dir bis zum nächsten Mal: Ist Treffen beim Panzerschießen Zufall?"

Wir kamen dann doch ins Gespräch. Wir stellten uns noch mehr als eine Frage. Vom Wissen und Können über Wissen-und-Könnenwollen bis zum Wofür diskutierten wir. Genosse Klein hatte recht.

Ich erklärte mich bereit, „Bester" zu werden.

Zum Wollen gehört Können

Eichborn, der Richtschütze beim Zugführer, mokierte sich als erster über meine Verpflichtung.

„Ausgerechnet unser Spritzer will Bester werden. Na ja, mit dir könn'ses machen. Von der Panzerei hast du keine Ahnung, und außerdem bist du ja in der Partei. Ihr wollt ja immer Wettbewerb machen. Weißt du überhaupt schon, wie ein Panzer von innen aussieht? Mit Bewußtsein allein erfüllst du keine Übung. Dazu brauchst du Ahnung und noch mehr Glück."

Die anderen vier Genossen der Stube hörten erwartungsvoll zu. Die Auseinandersetzung trug sozusagen öffentlichen Charakter.

„An die glücklichen Umstände glaubst du selbst nicht", antwortete ich Eichborn.

„Du schießt jedesmal eine Eins. Du weißt, wieviel dabei von deiner Besatzung abhängt. Deine

Zufälle sind nur Ausrede. Vor der Verpflichtung drückst du dich, weil du dir in der Disziplin selbst Zwang anlegen müßtest. Ich glaube nicht an deinen Zufall. Das Schießen ist zu erlernen, wobei beim Gefechtsschießen ein guter Ladeschütze nicht zu verachten ist."

Über Zufall und Können hatte ich mit Leutnant Klein gesprochen. Es waren genau genommen seine Argumente, mit denen ich hier so selbstsicher auftrat, obwohl mir eigene praktische Erfahrungen noch fehlten.

Eichborn schwieg. Er wußte, ich hatte recht. Weiter für den Zufall plädieren konnte er nicht. Er hatte schließlich mit eigenem Fleiß zu seinem Ruf als bester Richtschütze beigetragen.

Solche und andere Dispute führten wir oft auf der Stube. Überhaupt war Eichborn im Diskutieren mein bester „Kunde".

Er wollte immer alles ganz genau wissen. Mit jeder Antwort war er nicht zufrieden. Er interessierte sich für viele Dinge. Ihm fehlte jedoch ein solides Grundwissen.

Aufmerksam las er in meinem ND die kleinen Notizen. Die brachte er bei passender oder unpassender Gelegenheit an. Damit hatte er schon manchen reingelegt. Er schüttelte dann mißbilligend den Kopf:

„Das weißt du nicht? Da hast du die Parteipresse aber schlecht studiert."

Durch dieses Faktenwissen waren seine Fragen mitunter nicht angenehm. Das erweckte den Anschein, als würde er negativ diskutieren. Ich lernte ihn aber bald besser kennen. Er suchte Antwort. Und ich gab sie ihm.

Es ging streitbar zu in unserer Stube. Aber gerade dadurch fanden wir schnell zusammen. Auch Eichborn und ich.

Nur wenn es um das Schießen ging, kehrte Eichborn mir gegenüber den „alten Hasen" hervor. Das wurmte mich. Ich sprach darüber mit Unteroffizier Kohl. Das Ergebnis war allerdings, daß er mich in der Ausbildung härter rannahm, als mir manchmal lieb war. Ich merkte bald, wie mein Können wuchs. Der Richtmechanismus lag mir offenbar besser in der Hand als der Schalthebel des LO.

Beim ersten Einzelgefechtsschießen sollte sich das zeigen.

Das Schießen lief nicht. Zwei Schützen des ersten Rennens hatten nicht erfüllt. Bei einem versagte der Ladeschütze. Im Eifer des Gefechts hatte er eine leere Trommel aufgesetzt. Der Schütze drückte ab. Kein Schuß brach.

„Durchladen!" befahl der Kommandant dem Ladeschützen. Nochmaliges Anrichten. Abdrükken. Kein Schuß brach.

Ehe der Kommandant den Fehler des Ladeschützen bemerkte und die Trommel gegen eine volle ausgetauscht war, verging Zeit. Sie fehlte zur Bekämpfung des Zieles. Note Fünf.

Das war ein schlechter Anfang. Ärgerlich, wenn ein Ladeschütze die Übung vermasselt, dachte ich.

Auch ich als Ladeschütze hatte eine Aufgabe zu schießen, mußte also als Richtschütze arbeiten. Eichborn war mir als Ladeschütze zugeteilt.

„Kannst dich drauf verlassen, bei mir ist immer ein Schuß drin. Wenn du schießen kannst, holst du eine Eins", sagte er.

Leicht erregt saß ich an der Optik. Es war mein erstes Wertungsschießen. Würde ich die Eins schaffen? Es lag nur an mir. Eichborn kann laden.

Der Panzer fuhr an. Der Verschluß klappte. Eichborn rief „Geladen!" Ich faßte das Ziel auf. Beim Kommando „Halt! Von der Stelle Feuer!" richtete ich nach.

Der erste Schuß brach. Bevor der Staub vorm Panzer abzog, hatte Eichborn bereits die zweite Granate im Rohr.

„Weit – 100 m abbrechen!" korrigierte der Kommandant. Ich hatte zu weit geschossen.

Ich richtete neu an.

Der zweite Schuß brach.

„Treffer!" hörte ich, und gleich darauf schrie Eichborn: „MG geladen!"

Ich stellte die Optik auf das Schießen mit dem MG um und traf beide Ziele.

Auf der Rückfahrt lobte mich Eichborn:

„Du hast geschossen wie eine Eins!"

Damit hatte ich die schwerste Aufgabe meiner Verpflichtung erfüllt.

Auf mein Bestenabzeichen war ich stolz.

Es war nicht leicht, immer gut zu sein.

Getroffen

Weil ich es mir nicht leicht machen wollte, kam ich mit Werner Kohl ins Gespräch. Wir sahen uns nun etwas seltener, denn ich wurde im neuen Halbjahr als Richtschütze in eine andere Besatzung versetzt.

Wieder sollte ich um den Bestentitel kämpfen.

„Werner, du mußt mir helfen. Soll ich nun wieder von vorn beginnen? Es muß doch irgendwie weitergehen!"

Werner sah mich groß an.

„Von vorn beginnen?" fragte auch er. „So ist das wohl nicht zu verstehen. Klein hat sich doch etwas dabei gedacht. Sieh dir doch mal deine Besatzung an. Helmut ist neu in der Kommandantenfunktion. Der Ladeschütze hat gerade die Grundausbildung hinter sich. Du aber bist Parteimitglied und neben dem Fahrer der einzige Mann mit praktischen Erfahrungen."

„Da soll ich wohl jetzt die ganze Besatzung umkrempeln?" unterbrach ich Werner Kohl.

„Umkrempeln ist vielleicht nicht ganz richtig. Du bist aber jetzt der Eichborn in der Besatzung. Mit seiner Hilfe bist du doch Bester geworden. Und diese Rolle sollst du als Parteimitglied jetzt in der neuen Besatzung übernehmen. So verstehe ich Leutnant Klein."

„Soll das heißen, daß wir gleich ‚Beste Besatzung' werden sollen?" fragte ich betroffen.

Werner lachte.

„Vielleicht nicht gleich, zumindest eine sehr gute Besatzung. Ihr müßt euch aber wirkliche Kampfziele stellen – der Wettbewerb geht ja weiter."

Reifenpanne

Hinterm Rücken der Armee
stiehlt bezopfte Badefee
ohne Hemmung oder Scheu
Autopneu.

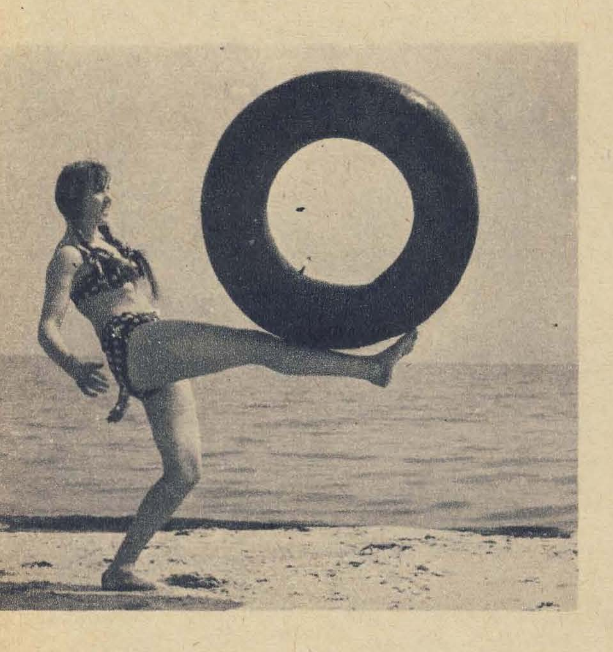
Kullert drauf den prallen Schlauch
zu vergnüglichem Gebrauch
gleichgewichtig und gewandt
an den Strand.







Reifenpanne



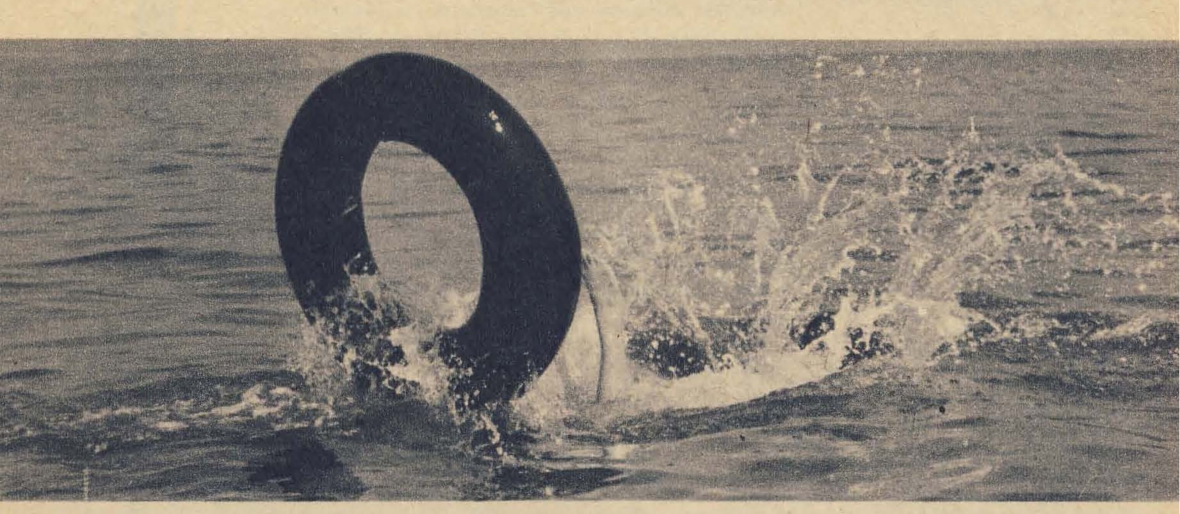
Übt daselbst mit Charme und Schwung
Pneubalance und Reifensprung,
stürzt sich schließlich resolut
in die Flut.

Blickt aus weichem Wellenpfühl
auf der Wolken Fernsehspiel,
und die eigne Phantasie
führt Regie.

Träumt, wie man vermuten kann,
sicher auch von jenem Mann,
der jetzt ärgerlich und trist
Pneu vermißt.

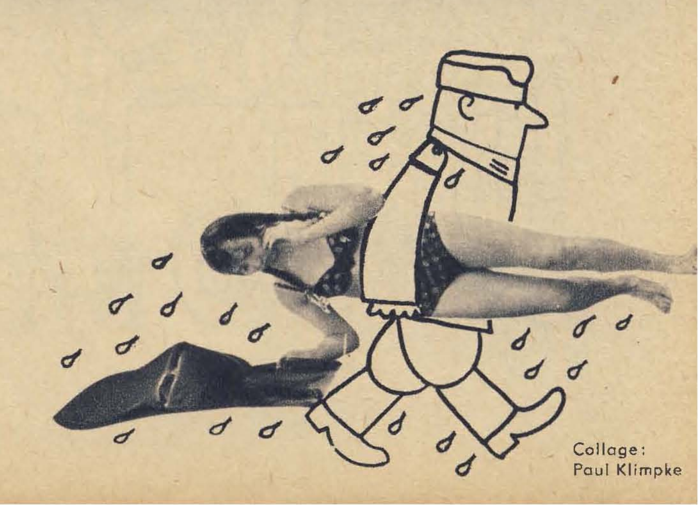
Plautz! Da liegt sie in der Brüh,
und das Luftschloß ist perdü.
Einsam ragt ihr süßer Zeh
aus der See.





Die Moral von der Geschicht:
Unrecht Pneu gedeihet nicht!
Das Ergebnis heißt indes':
SOS.

Hans Krause



Collage:
Paul Klimpke



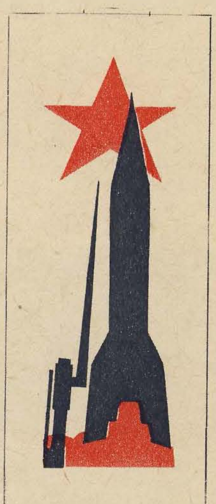
„Das kleine Fische."
„Ick möchte sagen, fliegende Fische."

Greif zur Feder, Leser!

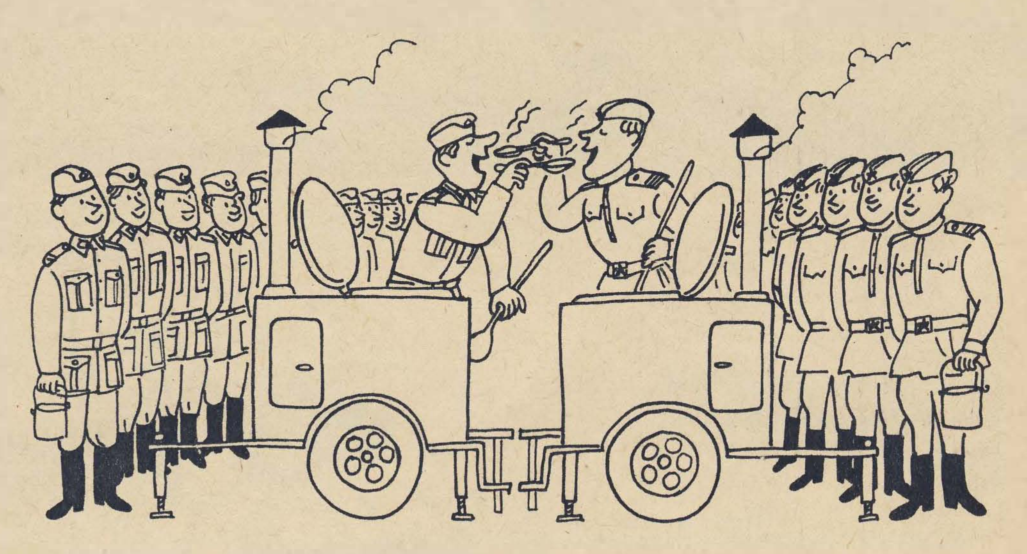
Noch drei Monate trennen uns von den Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag des Roten Oktober, und ebenso oft jährt sich am 23. Februar 1968 die Gründung der ruhmreichen Sowjetarmee. Zu Ehren dieser historischen Ereignisse rufen wir alle Leser und Freunde des Soldatenmagazins auf, sich an einem Literatur-Wettbewerb unter dem Motto

Freunde an unserer Seite

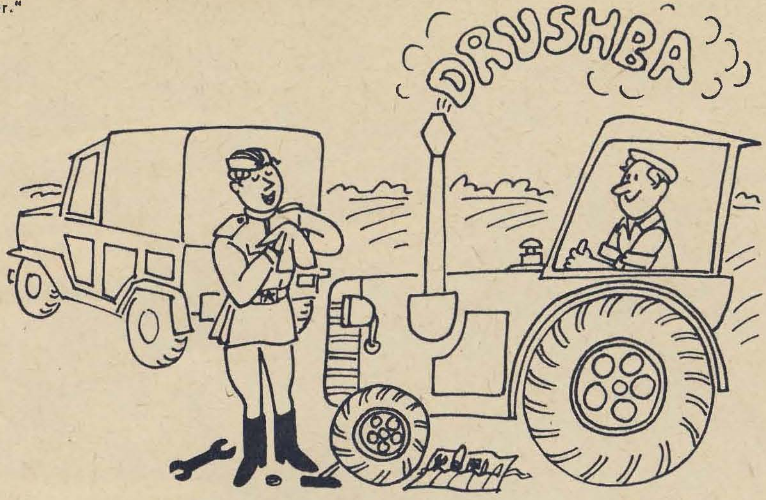
zu beteiligen.



Ernste oder heitere, besinnliche oder lustige Episoden und Begebenheiten – Erlebnisse und Beispiele, die zeigen, wie vom Jahr der Befreiung vom Hitlerfaschismus an bis heute unser Leben und Wirken, unser Denken und Fühlen



„So, jetzt läuft er wieder."



durch Begegnungen mit den Angehörigen der Sowjetarmee positiv beeinflußt wurde – das soll der Gegenstand der Berichte, Erzählungen, Kurzgeschichten, Anekdoten, Porträts und Reportagen sein.

An die Freunde der „AR" in den Reihen der NVA und an die Reservisten richten wir die besondere Bitte:
Sendet Beiträge, die das herzliche Verhältnis zwischen Euch und den sowjetischen Soldaten und Offizieren widerspiegeln. Schreibt eindrucksvoll von der Waffenbrüderschaft in Aktion. Die Manuskripte sollen 15 Schreibmaschinenseiten zu je 30 Zeilen nicht überschreiten und bisher noch nicht veröffentlicht worden sein.

Als Prämien für die besten Arbeiten winken:

1. Preis 500,– MDN
2. Preis 250,– MDN
3. Preis 200,– MDN
4. Preis 100,– MDN
5. Preis 50,– MDN

Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.
Zur Veröffentlichung kommende Materialien werden außerdem nach den gültigen Sätzen honoriert.
Letzter Einsendetermin ist der 20. September 1967.
Die Gewinner werden im Postsack des Dezember-Heftes bekanntgegeben.

Frisch ans Werk, und viel Erfolg!

Redaktion „Armee-Rundschau"

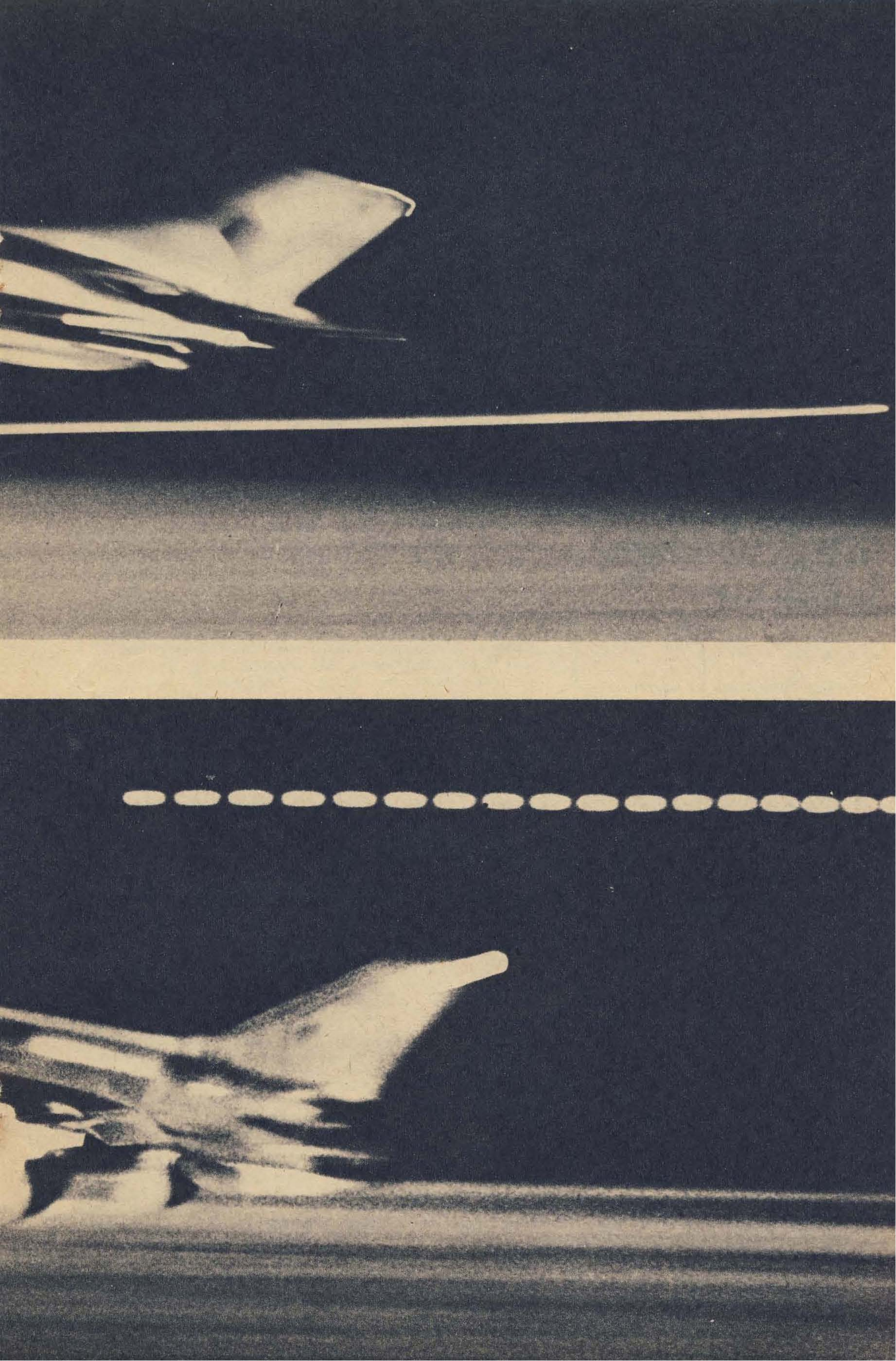
Zeichnungen: Harri Parschau



„Ich trage gern, Babuschka. Gleicher Weg, in allem."



• „Nachtlandung", ausgezeichnet mit der Bronzemedaille bei der II. Pressefotoschau (1966) des VDJ.



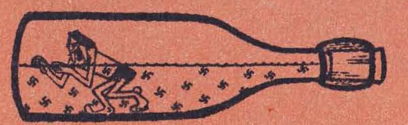
AR-COCKTAIL

Bonn-Bonn's

Ein alter kalter Krieger,
Herr Oberst a. D. Kern,
verkaufte seine Weine
an „alte Kämpfer" gern.

In der „Soldatenzeitung",
dem Revanchistenblatt,
preist er in jeder Nummer,
daß er noch welchen hat.

Selbst große Säufer gießen
ihn nicht gern hintern Latz;
der Kern-Wein hat noch zuviel
schmutzbraunen Bodensatz!



Zeichnung: Arndt

●

Ein Ritterkreuz zu kaufen —
in Bonn ist's kein Problem,
sogar Ministern sind sie
bequem und angenehm.

Bonn mag die vielen Kreuze,
so steht man's jedenfalls,
und deshalb tragen viele
so etwas um den Hals.

Auch Kriegsverbrecher trugen
das Ritterkreuz mit Chic;
doch später trugen manche
am Halse einen Strick.

●

„Entwurf für ganz Europa"
von Herrn Franz Josef Strauß,
der sieht nach seiner Meinung
kapitalistisch aus:

Bonn hat die Vormachtstellung
und damit in der Hand,
die DDR zu schlucken
als zwölftes Bundesland. —

Doch hat das einen Haken:
Das geht nicht wie beim Bier.
Wir haben Klassenfeinde
ganz sicher im Visier!

H. Lauckner



(Italien)

Aber, aber... Meine Herren!

Das Denken und Handeln der Honoratioren einer oberitalienischen Kleinstadt wird in drei Episoden durchleuchtet. Die „Herren" feiern die Feste, wie sie fallen; sie spielen ihr dolce vita mit den Gattinnen der Freunde, während die Gattinnen ihnen mit den Freunden Hörner aufsetzen ... Erlaubt ist alles, wenn es nur nicht ruchbar wird. Will aber einer aus dem Spießermuff ausbrechen, gibt's Skandal. Da erlaubt sich doch Osvaldo, die Lebensweise seiner Freunde zu mißachten, konsequent aus seiner freudlosen Ehe zu fliehen, um mit Milena ein echtes Glück zu suchen. Gleich werden Staat und Kirche mobilisiert, um die Liebenden zu trennen. Doch die „Herren", die eben noch mit Polizeigewalt, anachronistischen Ehegesetzen und bigotter Entrüstung ihre abendländische „Moral" retteten, wissen, was sie ihrer Freundschaft schuldig sind: Während der Außenseiter Osvaldo in die Irrenanstalt gebracht wird, führen die „Moralisten" sich gegenseitig ein junges Bauernmädchen zu.
Das skandalöse Schmarotzerleben der Wohlstandsbürger, die Verstrickung von Heuchelei und Sexualgier der Vertreter einer untergehenden Gesellschaft enthüllt zu haben, ist das Verdienst des Sozialkritikers Pietro Germi. Sein Film wurde auf den Internationalen Filmfestspielen in Cannes 1966 mit der Goldenen Palme ausgezeichnet. *e. k.*



Der NF-Verstärker des Transistorsupers

Aus der Demodulationsstufe des ZF-Verstärkers (siehe Heft 6/67) erhält man das Niederfrequenzsignal, das einem NF-Verstärker zugeführt wird. Dieser verstärkt das Signal in mehreren Stufen, damit über den Lautsprecher eine entsprechende Wiedergabe erfolgen kann. Als Beispiel zeigt das nebenstehende Bild den NF-Verstärker des sowjetischen Transistorempfängers „Selga".
Am Eingang liegt ein Potentiometer als Lautstärkeregler. Durch die galvanische Kopplung des Vorstufen- mit dem Treibertransistor erreicht man einen höheren Eingangswiderstand und spart an Bauelementen. Eine Gegenkopplung von der Lautsprecherwicklung zum Emitter des Treibertransistors verbessert die Wiedergabequalität. Über den Treiberübertrager wird die Gegentakt-B-Endstufe angesteuert. Die Kollektoren sind zur Höhenbeschneidung mit einem Kondensator 50 nF überbrückt.
Für den Nachbau eignen sich die Übertrager K 30 und K 31. Als Vorstufentransistor verwendet man einen rauscharmen LF 871, für den Treibertransistor den LC 815 und für die Gegentaktendstufe zwei LC 824. **Ing. Schubert**





Aufbau-Verlag Berlin 1966;
265 Seiten; 6,60 MDN

Herbert Otto: „Zeit der Störche“

Schon der Beginn ist bestechend und doch einfach. Susanne, die junge Lehrerin, besucht ihre Freundin in Krempen, um auszuspannen, ehe sie mit Wolfgang richtig wegfährt. Mit Wolfgang lebt sie wie Mann und Frau, und zur Ehe bleibt nur eine Formalität. Und dann trifft sie Christian Smolny, und der [illegible]ängt sie mit charmanter, [illegible]nender Zudringlichkeit. [illegible]r Abwehr entsteht [illegible]spräch, aus Abneig[illegible] [illegible]ier. Als die Episode beendet scheint, in Krempen, steigt Christian mit aus. Er arbeitet in dem Dorf, sie legen unterirdische Gasspeicher an. Und Christian ist nicht der Bursche, der sich von einem Mädchen trennt, nur weil kein Wiedersehen vereinbart ist. Noch am selben Abend steht er vor ihrem Zimmer. Susanne entkommt dem Werben nicht, und was aussah wie ein Flirt, unverbindlich wie eine Reisebekanntschaft, entflammt bald in echter Liebe.

Christian, dem Frauen nicht fremd sind, sieht sich plötzlich mit nie gekannter Distanz. Alles, was bisher sein Leben bestimmte, wird fragwürdig; der Draufgänger und Dickschädel, der keine Bindungen anerkannte und nur tat, was er wollte, entdeckt seine Umwelt.

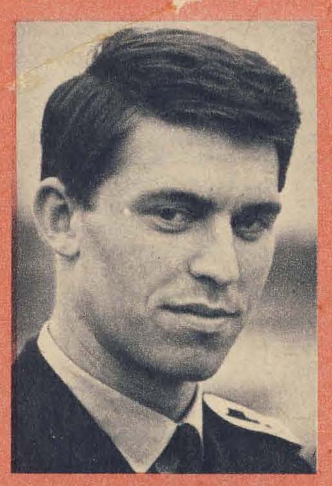
Zwei junge Menschen glauben eine Gemeinsamkeit gefunden zu haben, die es lohnen wird, ihr Leben zusammen zu führen.

Susanne und Christian, beide selbstbewußt in ihrer Art, unterschiedlich in ihrer Haltung, sind junge Menschen von heute, die für ihr Tun einstehen und die wede[illegible] eine Insel wollen zum Glücklichsein noch sich vorschreiben lassen, [illegible]e ihr Glück aus[illegible] soll. Sie stehen in un[illegible]m Leben, und der Autor gestaltet es anschaulich und ohne Umschreibungen. Die Erzählung dieser beiden Glückssucher steckt voller Probleme und lediglich das Sichfinden scheint unproblematischer. Eine Geschichte voller Reiz, eine verführerische Geschichte, die trotz aller Heiterkeit in erster Linie dazu verführen sollte, hinter der unbeschwerten Selbstsicherheit, mit der sich junge Menschen geben und mit der sie nehmen, die gegenseitige Achtung und die Verantwortung füreinander und für die Gesellschaft zu sehen.

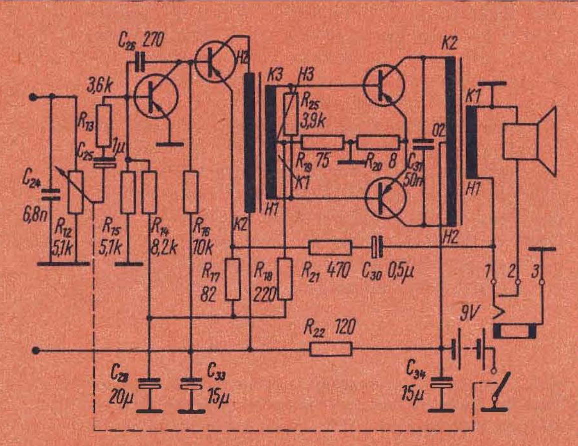
Claus

MEISTER JOCHEN MIETZNER

Geboren: 22. 3. 1943. Beruf: Stahlschiffbauer. Klub: ASK Vorwärts Rostock. Größte Erfolge: Deutscher Meister 1965, Vizemeister 1966 – jeweils im Vierer; Länderk[illegible]mpfsieg über ČSSR und Pole[illegible] 1965.



Rennen fuhr er eigentlich schon lange. Ursprünglich jedoch in keinem Ruderboot. Jochen Mietzner kaufte sich von seinem ersten Geld in Boitzenburg ein chromglitzerndes Rennrad und trainierte eisern auf den staubigen Landstraßen. Mit Erfolg übrigens, denn immerhin konnte er sich 1960 mit dem Lorbeerkranz eines Schweriner Bezirksmeisters schmücken. Auch in der ASG Parow, wo Jochen während seiner Wehrpflicht Sport trieb, wollte er dem Stahlroß treu bleiben, hatte sich auch beim ASK Leipzig beworben – doch der schrieb ihm höflich ab: Er sei zu groß und zu schwer. Just zu dieser Zeit gelangte ein ASK-Aufruf in Sachen Rudern in die Dienststelle, der beim frischgebackenen Matrosen Mietzner nicht ungehört blieb. Die Überprüfungen verliefen erfolgreich, der Radsportler begann zu rudern, bestritt 1964 seinen ersten Wettkampf und stieß zur Nationalmannschaft. Heute zählt Jochen zu den hoffnungsvollsten ASK-Ruderern für einen Platz im „Vierer mit“ . . . Das Rad aber ist in keinen Keller gewandert: Täglich legt Jochen den Weg zur Dienststelle von Rostock nach Kessin auf seiner Rennmaschine zurück. **KW**



Schaltung des NF-Verstärkers des sowjetischen Taschenempfängers „Selga“.

„Kapitän *bin ich heut...*“

Von Jochen Preußler



Beinah schon als Dreikäsehoch träumte er davon, zur See zu fahren. Lächelnd erzählt er heute darüber: „Ich war als Junge romantisch verliebt in die Seefahrt. Als kleiner Hosenschieter wollten meine Freunde und ich schon zur ‚Margarine‘ – wie wir damals sagten. Ein alter Schoner, der im Hafen von Barth angebunden lag, diente uns als Piratendschunke und stolzer Ozeanriese zugleich.“

Am 13. Oktober 1950 trat der 47 Jahre alte Steamer „Vorwärts“ seine erste Reise als erstes Schiff der DDR-Handelsflotte Kurs Sowjetunion an. Hein Schröder war damals mit 17 Jahren noch Werftarbeiter und etwas später im Löschgang des Rostocker Fischkombinats tätig. Er träumte zwar noch immer von fernen Meeren; aber das war auch alles.

Selbst die Deutsche Seereederei – heute eine der größten in Europa – sollte erst in zwei Jahren, nämlich im Juli 1952 gegründet werden.

In Hamburg, London oder Antwerpen lächelte man über die ersten Nachrichten von einer eigenen Reederei der Deutschen Demokratischen Republik. Just zu dieser Zeit – am 10. August 1952 – fühlte Hein Schröder das erste Mal Planken unter seinen Füßen. Er war als Leichtmatrose auf dem Logger „Adolf Hennecke“ angemustert worden, einem der ersten Schiffe des ebenfalls neu gegründeten Rostocker Fischkombinats.

In den Stürmen der Barentssee vergaß der junge Hein die Seemannsromantik seiner Jugendjahre. Gleich konnte er ein Abenteuer erleben, aber es war kein Abenteuer à la „Fanfan der Husar“, und keiner rief: „Mir nach, Kanaillen!“

Als sie im Herbst 1952 unterhalb von Nexö vor Bornholm einen gestrandeten Stralsunder Fischkutter retteten, da haben sie acht Stunden lang gekämpft, bis das Schiff, das jeden Augenblick auf den Strand in der Brandung zu zerbrechen drohte, mit einem 2 Kilometer langen Tau freikam. Verschmutzt und zu Eis erstarrt und todmüde nahmen sie die Mitteilung entgegen: „Er schwimmt wieder.“

Unsere ersten Schiffe zogen ihren Kurs, und die Besatzungen fremder Schiffe schauten verwundert auf sie.

Im Oktober 1954, als drei Schiffe unter der Flagge der DDR fuhren, stieg der Fischer Hein Schröder auf das neue Küstenmotorschiff „Warnemünde“ über. „Ich erinnere mich noch“, erzählt er rückschauend, „als ich auf dem Küstenmotorschiff ‚Warnemünde‘ einmal in dem englischen Hafen Ipswich war. Das war 1955, und man staunte nicht schlecht über unser schönes Schiff. Wir mußten herzlich lachen, als ein Makler mich fragte: ‚Sagen Sie mal, aber der Kapitän, das ist doch ein Russe!‘ Es waren eigenartige Vorstellungen, die man in der kapitalistischen Welt von uns hatte.

Heute gibt es in dem Welthafen Antwerpen zum Beispiel einen eigenen DDR-Kai. Wir unterhalten 13 Liniendienste und eine umfangreiche Trampschiffahrt. Neben Frachten befördern wir auf Spezialschiffen Früchte, Kühlgut, Erdöl, Massengut und Holz. Die Deutsche Seereederei hat eigene Repräsentanten in sechs wichtigen ausländischen Häfen. Außerdem arbeiten etwa 300 ausländische Agenturen in rund 80 Ländern für uns.“

Für Hein Schröder begann 1954 bei der Deutschen Seereederei vor allem eine Zeit ununterbrochenen Lernens: Nautik und Radartechnik, Philosophie und Politökonomie. Dem Arbeitersohn schwirrte es im Kopf vor lauter Formeln und Berechnungen. Von 1955 bis zum August 1960 – teils auf verschiedenen Schiffen, zumeist aber auf der Seefahrtschule Wustrow – kämpfte Hein mit Mathematik und Physik, versuchte er sich ein Wissen anzueignen, das mehr Wert ist als auswendig gelernte Formeln. Er wurde „Kapitän auf großer Fahrt“. Bruno Jensen, der Lehrer für Politökonomie in Wustrow, war einer von den alten Genossen, die Hein für die Partei der Arbeiterklasse gewannen. Dem Sohn des Gutsmelkers aus Bartelshagen ist es nicht schwer gefallen, diesen Schritt zu tun.

Im August 1960 fuhr er zum ersten Mal als drit-

Den Namen des ermordeten revolutionären Matrosen Max Reichpietsch trägt ein Motor-Hochseefrachter, der zum 20. Jahrestag der SED, 1966, fertiggestellt wurde.


MAX REICHPIETSCH

ter Offizier auf dem funkelnagelneuen 10 000-Tonner „Freundschaft“, dazu noch nach Südamerika, das bis dahin noch nie von DDR-Schiffen angelaufen war.

Am 1. September 1960 macht das Schiff in Buenos Aires fest und erregt Aufsehen. Fernsehen und Rundfunk kommen an Bord. Den Vertretern von 15 argentinischen Zeitungen gewährt Kapitän Hans Fünning eine Pressekonferenz. Gemeinsam mit unserer Handelskammer gibt er Persönlichkeiten der Stadt einen Empfang. Aber auch außerhalb dieser offiziellen Kontakte kommen voller Interesse Besucher an Bord, darunter auch Deutsche.

Es kommen welche, die einst vor den Nazis flüchten mußten. Sie schütteln den DDR-Matrosen die Hände und erzählen, daß sie in Buenos Aires eine Ausstellung mit Werken von Hans und Lea Grundig vorbereiten. Dann kommen auch solche, die meist nicht lange bleiben. Hein Schröder wird zum Beispiel von einem Herrn angesprochen, der etwas über Deutschland wissen möchte, seine Heimat, wie er sagt. Sein Umgang ist tadellos, sein Anzug sehr sportlich, seine Haare grau meliert. Er sei Versicherungsagent, meint er und trinkt zügig seinen Whisky. Die Deutschen hätten es eben überall auf der Welt zu etwas gebracht, und sie würden der Welt schon zeigen, was eine Harke ist! Er verschwindet eilig, als er merkt, daß er am falschen Mann ist. Er verschwindet ebenso eilig wie ein älteres Fräulein aus Stralsund, das sammeln will für Deutsche, die angeblich Geld für die Rückreise in die Heimat brauchten. Ihr Lächeln gefriert im Gesicht, als ihr keiner zuhören will, wie sie einst vierspännig von dem Gut ihres Vaters nach Stralsund in die Schule fuhr. Argentinische Hafenarbeiter kennen diese Dame. Sie sagen: „Von der hat noch keiner Geld bekommen.“

Hein Schröder denkt an diesem Abend darüber nach, was für ein Deutschland diese Menschen eigentlich meinen. Zu dem Gehilfen des Kapitäns, Otto Dau, sagt er nur: „Stell Dir vor, Otto, mit solchen Leuten sollen wir uns vereinigen. Ich glaube, da müssen die Westdeutschen bei sich selbst erst einmal rein Schiff machen.“

Diese Episoden ereigneten sich 1960, als schon 47 Schiffe Rostock ihren Heimathafen nennen konnten, als die neuen Großwerften der DDR voll produzierten und die Bilanzen im Hochhaus der Schiffahrt, an den Kais und auf den Hellingen steil nach oben schnellten. „Als ich dann Kapitän der ‚Karl-Marx-Stadt‘ wurde“, erzählt Hein Schröder, „besuchte mich einmal im norwegischen Hafen Drammen ein 62jähriger westdeutscher Kapitän, der seine Stelle im Hamburger Hafen verloren hatte und nun gezwungen war, zur See zu fahren. ‚Wie macht ihr es nur‘, sagte er im Verlaufe des Gesprächs, ‚bei euch geht alles so diszipliniert zu, so korrekt, so höflich. Ich habe das schon mehrmals auf euren Schiffen erlebt.‘ Ich hab es dem westdeutschen Kapitän zu erklären versucht, aber ob er den Geist unserer sozialistischen Flotte begriffen hat, das weiß ich nicht.“

Im Jahre 1964, ein Jahr nachdem Kapitän Hein Schröder und die Besatzung der „Karl-Marx-Stadt“ den Orden „Banner der Arbeit“ erhalten hatten, setzte sich der nun 32jährige Kapitän abermals auf die Schulbank: Ein Jahr Kreisparteischule. 1966 schrieb er in Vorbereitung des VII. Parteitages in der Ostseezeitung: „Ein Kapitän darf nicht nur ein guter Nautiker sein. Er muß genausogut ein guter Politiker und Ökonom sein.“ Hein Schröder wurde zum Gerhard Kast unserer Handelsflotte.

Und 1967? In diesem Jahr wird die Deutsche Seereederei Tonnagemillionär. Kapitän Hein Schröder erzählte uns von vielen neuen Dingen, von Elektronik und Datenverarbeitung, von neuen hochautomatisierten Schiffen. Drei Schiffe der neuen Klasse vom Typ XD liegen schon am Ausrüstungskai der Warnowwerft. Wird er noch einmal zur Schule gehen müssen? Seine Frau und seine Kinder würden es sehr gerne sehen, denn dann wäre ihr Vati längere Zeit zu Hause . . .

Epilog

9. Dezember 1965 – James Hill, Vorsitzender des großen britischen Maklerunternehmens Cory Brothers & Co. Ltd. in London, Mitglied des Konzerns Powell Duffryn, räuspert sich feierlich. Die Gespräche verstummen. Er wendet sich dem Generaldirektor der Deutschen Seereederei, Eduard Zimmermann, zu und beginnt eine kleine Ansprache:

„Meine Damen und Herren! Herrn Zimmermanns freundlicher und erfreulicher Einfall, mich und meine Kollegen von Cory Brothers dazu einzuladen, mit Ihnen allen in Rostock gemeinsam den 10. Jahrestag unserer Verbindung zu feiern, wurde vom Aufsichtsrat und allen Mitgliedern unserer Firma außerordentlich geschätzt. Herr Rushmore erinnert sich noch sehr gut an die Tage im Dezember 1954, als wir zum ersten Male das stolze Schiff ‚Rostock‘ in Oran und Brest mit Bunkerkohle versahen. Seitdem haben wir mit Bewunderung das Wachstum Ihrer großen Schiffahrtsgesellschaft beobachten können. Es ist mir bekannt, daß Sie jetzt eine Flotte mit 125 Schiffen und einer Gesamttonnage von über 800 000 Tonnen in Betrieb haben. Dies stellt in der Tat ein großes Unternehmen und eine sensationelle Leistung dar, auf die Ihr Land und Sie alle mit Recht stolz sein können . . .“

Das war vor eineinhalb Jahren während eines Empfangs im Rostocker Hochhaus der Schiffahrt. Inzwischen ist die Handelsflotte der DDR auf 150 Schiffe mit einer Tonnage von 914 772 tdw angewachsen. Inzwischen hat sich die Zahl derjenigen, die genauso denken wie James Hill, bedeutend vergrößert.

Die Geschichte von Hein Schröder aber ist die Geschichte von einem der 200 Kapitäne der Deutschen Seereederei. Der Leser möge selbst entscheiden, ob sein Leben eine Sensation war. Für James Hill ganz bestimmt. Für uns eine Selbstverständlichkeit des Sozialismus.



Hauptmann Kopenhagen
Hauptmann Gries

Mit Steuerknüppel und Schrägstellautomat

Erdölkombinat Schwedt – über einem riesigen Tank schwebt eine Mi-4 und fädelt meterlange Meßrohre in kleine Öffnungen ein.

Der Hubschrauber steigt, hängt über dem Tank in der Standschwebe, sinkt senkrecht nach unten oder manövriert auch nach rechts und links. Seine verschiedenen Flugzustände erregen immer wieder die Aufmerksamkeit und das Interesse der Beobachter. Wodurch und wie diese Manöver zustande kommen, das sind die Fragen, die sie bewegen. Welche Kräfte sind es, die diese Riesenlibellen in der Luft halten, wie wird ein solches Luftfahrzeug gesteuert?

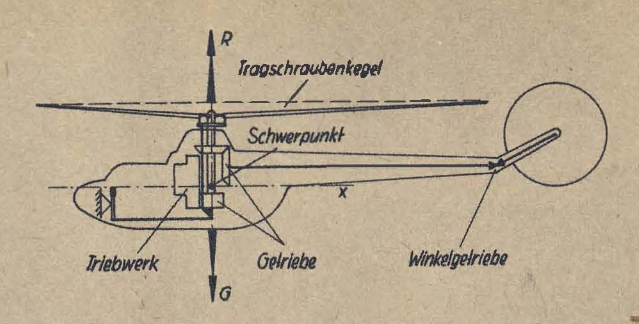
Die Tragschraube, das charakteristische Merkmal eines Hubschraubers, besteht aus mehreren Blättern, die man sich als im Profil verkleinerte Tragflügel vorstellen kann.

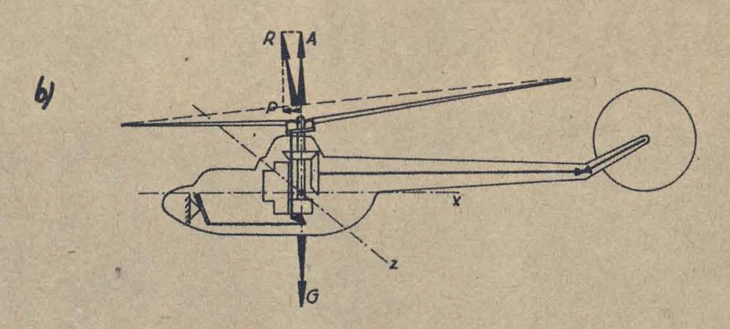
Wird die Tragschraube gedreht, erfährt jedes Blatt eine bestimmte Anströmgeschwindigkeit der Luft und erzeugt somit Auftrieb. Wenn der Auftrieb größer als die Masse des Hubschraubers ist, beginnt er zu steigen. Durch die Tragschraube wird aber nicht nur der Auftrieb sondern auch der Vortrieb erzeugt. Das geschieht mit Hilfe des Schrägstellautomaten, der den Rotorkegel (in seiner horizontalen Ebene) und damit den Anstellwinkel der Tragschraubenblätter so verstellt, daß sich der Auftrieb ändert und eine aerodynamische Gesamtkraft im Winkel zur Tragschraubenachse angreift. Die Auftriebskraft A und die Vortriebskraft P bilden im

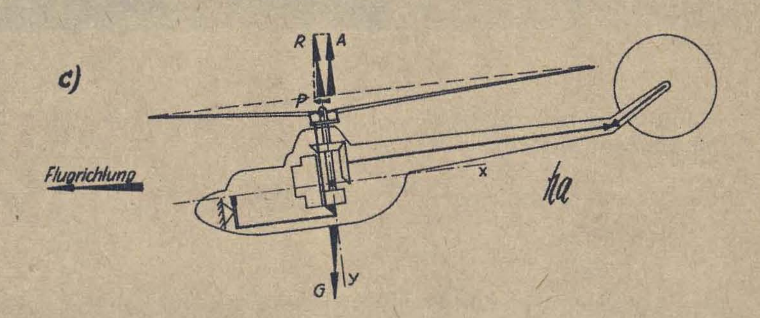
Schematische Darstellung des Ubergangs eines Hubschraubers aus der Standschwebe in den Vorwärtsflug:

a) Standschwebe,
b) Ubergang zum Vorwärtsflug,
c) Vorwärtsflug.

R = Resultierende Gesamtkraft,
G = Masse,
A = Auftrieb,
P = Zugkraft,
x = Längsachse,
y = Hochachse,
z = Querachse





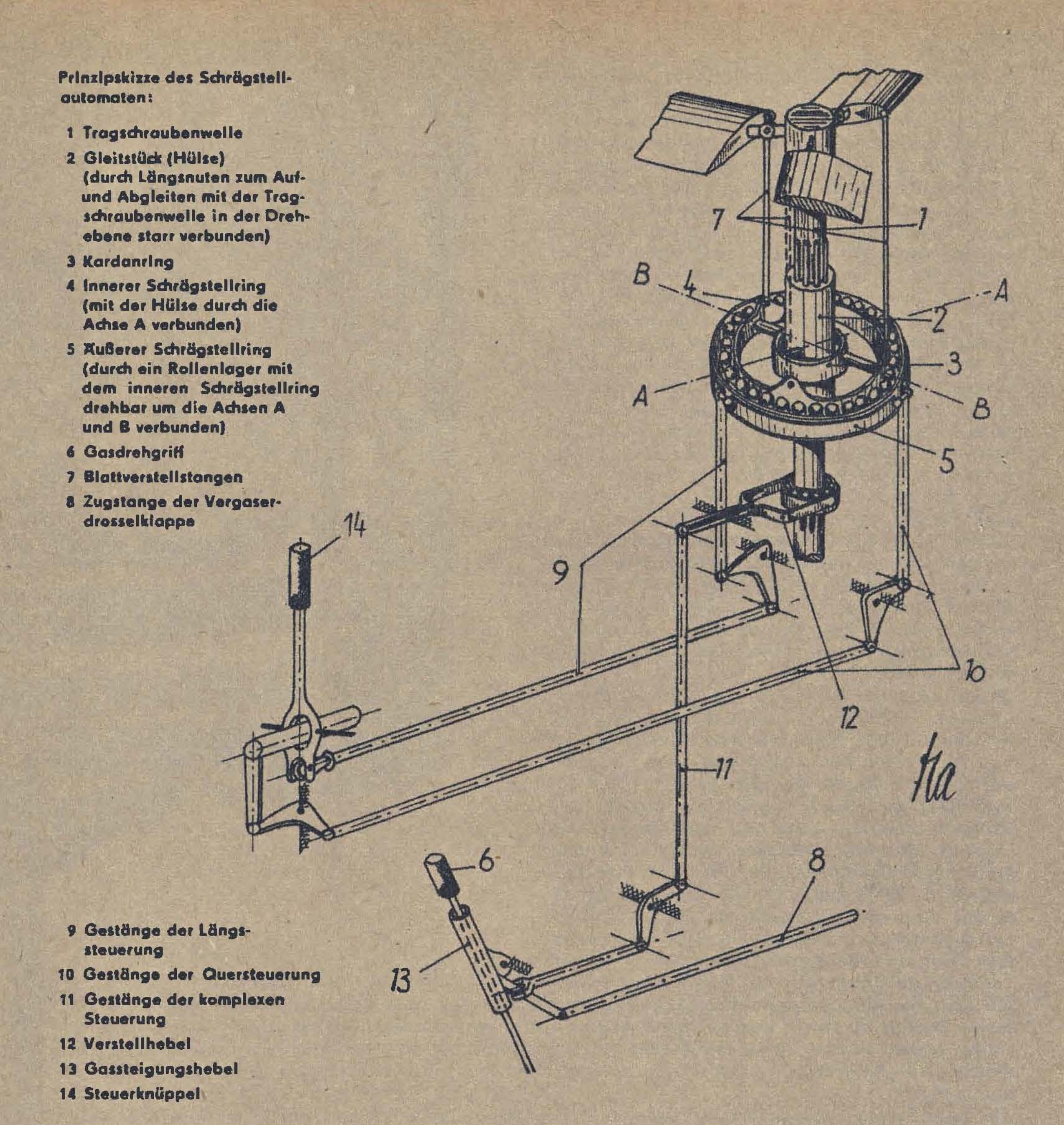


Kräfteparallelogramm die Komponente dieser aerodynamischen Gesamtkraft R.

Um vorwärts, seitwärts oder rückwärts fliegen zu können, müssen die Auftriebskräfte an der Tragschraube so verändert werden, daß die immer senkrecht an der Tragschraubenfläche angreifende Kraft R in die gewünschte Richtung zeigt, d. h., der Schrägstellautomat neigt die Achse des Drehkegels, die identisch mit der Richtung der aerodynamischen Gesamtkraft R ist, in die Bewegungsrichtung des Hubschraubers.

Gesteuert wird der Schrägstellautomat durch den Gassteigungshebel und den Steuerknüppel. Will der Hubschrauberführer beispielsweise im Schwebeflug fliegen, so zieht er den mit dem Triebwerk und dem Schrägstellautomaten verbundenen Gassteigungshebel nach oben. Dadurch werden über Vorstellstangen die Tragschraubenblätter auf einen größeren Anstellwinkel gebracht. Der Gassteigungshebel wird solange nach oben gezogen, bis die Auftriebskraft die Masse des Hubschraubers überwindet. Mit dem Steuerknüppel wird der Schrägstellautomat genau in der horizontalen Ebene gehalten, um zu verhindern, daß sich der Tragschraubenkegel neigt. Die Auftriebskraft muß senkrecht nach oben gerichtet sein. Durch die Heckschraube wird das von der Tragschraube erzeugte Drehmoment ausgeglichen und der Kurvenflug unterstützt.

Ist die Schwebeflughöhe erreicht, verstellt der



Prinzipskizze des Schrägstellautomaten:

1 Tragschraubenwelle
2 Gleitstück (Hülse) (durch Längsnuten zum Auf- und Abgleiten mit der Tragschraubenwelle in der Drehebene starr verbunden)
3 Kardanring
4 Innerer Schrägstellring (mit der Hülse durch die Achse A verbunden)
5 Äußerer Schrägstellring (durch ein Rollenlager mit dem inneren Schrägstellring drehbar um die Achsen A und B verbunden)
6 Gasdrehgriff
7 Blattverstellstangen
8 Zugstange der Vergaserdrosselklappe
9 Gestänge der Längssteuerung
10 Gestänge der Quersteuerung
11 Gestänge der komplexen Steuerung
12 Verstellhebel
13 Gassteigungshebel
14 Steuerknüppel

Pilot den Gassteigungshebel so, daß die Drehzahl der Tragschraube zurückgeht und nur noch ein Auftrieb erzeugt wird, der gleich der Hubschraubermasse G ist. Der Schrägstellautomat bleibt in horizontaler Ebene. Um den Hubschrauber in der Standschwebe zu halten, müssen die Steuerausschläge genau aufeinander abgestimmt sein. Wird der Auftrieb geringer als die Kraft G, sinkt der Hubschrauber wieder.
Beim Vorwärtsflug drückt der Pilot den Steuerknüppel (und damit den Schrägstellautomaten) langsam nach vorn. Das bewirkt, daß nicht bei allen Tragschraubenblättern der Anstellwinkel gleichmäßig verändert wird, sondern diese in Abhängigkeit von ihrem Drehwinkel unterschiedliche Anstellwinkel erhalten. Die sich im hinteren Halbkreis befindlichen Blätter bekommen einen größeren Anstellwinkel und Auftrieb als die des vorderen Halbkreises. Der gesamte Tragschraubenkegel neigt sich durch die unterschiedlichen Auftriebskräfte nach vorn.
Auf diese Weise kann der Flugzeugführer den Hubschrauber in jede beliebige Richtung steuern, ohne dabei seine Lage in den drei Achsen wesentlich zu verändern. Die Meisterschaft der Steuertechnik liegt in den koordinierten, aufeinander genau abgestimmten, gleichzeitigen Steuerausschlägen mit dem Steuerknüppel, Gassteigungshebel und den Pedalen. Auf Grund seiner Flugeigenschaften wird der Hubschrauber mit Recht als das manövrierfähigste Fortbewegungsmittel bezeichnet.



m 16. April 1943 abends in einem Keller im Warschauer Getto. Kerzen werfen unruhige Schatten an die Wand. Die Fenster sind sorgfältig verhängt, damit kein Lichtschein nach außen dringt. Draußen stehen Posten Wache, geladene Pistolen in den Manteltaschen und die Schirmmützen tief über die Ohren gezogen. Kein Gettopolizist darf merken, daß hier die Leitung der ZOB[1] eine Besprechung abhält. Es ist die zentrale und von allen Juden anerkannte und unterstützte Kampforganisation. Die 20 Männer, die sich in dem Keller versammelt haben, sind jung, keiner ist über 26 Jahre alt, sie sind Kommandeure verschiedener Abteilungen, die verschiedene Häuserblocks besetzt halten und als militärische Stellungen ausgebaut haben. So ist zum Beispiel Antek der Kommandeur der Abteilung, die den Block Zamenhofstraße Ecke Milastraße besetzt hält. Diese Stellung ist sehr wichtig, sie beherrscht den Zugang zum sogenannten „Zentralen Getto", in dem Überlebende der Deportation vom vorigen Sommer und die im Herbst aus anderen polnischen Städten ins Getto gebrachten Juden, Männer, Frauen und Kinder, dicht zusammengedrängt wohnen. Und gerade mit Antek gibt es Schwierigkeiten. „Ich glaube das einfach nicht", stößt er hervor.

„So, du glaubst es nicht", sagt Mordechai, der von allen ZOB-Leuten geachtete Chef, der aus der linken Poale Zion[2] hervorgegangen ist und mit Vertretern der kommunistischen Jugend eng zusammenarbeitet. „Du hast dir immer noch nicht die jüdische Rachmunis[3] abgewöhnt. Mit uns haben sie auch nicht Rachmunis. Die Zagiew[4] hat sich genügend entlarvt. Woher weiß dieser Kalmowicz, daß wir vom Lebensmittelamt Brot bekommen? Sie spionieren herum. Kalmowicz fordert vom Lebensmittelamt Brot mit dem Hinweis, die ZOB bekäme ja auch Brot, und die Zagiew sei eine ebenso gute Kampforganisation wie die ZOB. Er hat sicher den Auftrag, herauszubekommen, welche amtlichen Stellen im Getto uns unterstützen."

„Jude gegen Jude, ich versteh das nicht", brummt Antek. „Und von wem soll er den Auftrag haben?"

„Du vergißt die Klassenverhältnisse. Du vergißt, daß es noch bis vor kurzem bei uns reiche Juden gab, die mit Nazioffizieren Branntwein tranken, um ihren Kopf zu retten. Aber als die große Deportation kam, wurden sie wie alle andern nach Treblinka verschleppt und umgebracht. Es gibt also keine Rachmunis, selbst dann nicht, wenn man mit dem Feind Branntwein trinkt."

„Was hat das mit der Zagiew zu tun?"

„Wer predigt hier im Getto Zurückhaltung? Wer schreibt in seiner Zeitschrift, daß die Situation zum Kämpfen noch nicht reif ist? Wer wirft mit solchen Schlagworten um sich wie ‚physische und verstandesmäßige Beherrschung unserer Schwächen'? Die Zagiew-Organisation, die sich als ‚Kampforganisation' ausgibt und den Auftrag hat, uns zu lähmen."

„Schon wieder redest du von Aufträgen. Mir kommt das alles zu phantastisch vor."



Mordechai seufzt mit gespielter Verzweiflung auf: „Du bist ein harmloses Gemüt. Hast du vergessen, daß hier bei uns im Getto schon vor zwei Jahren eine Filiale der ZWZ[5] gegründet wurde, mit ehemaligen jüdischen Offizieren der bürgerlichen polnischen Armee, faschistischen Zionisten und jüdischen Pilsudski[6]-Leuten? Ich behaupte, daß die Zagiew eine Fortsetzung dieser Gruppe ist und gute Beziehungen zu Herrn Brandt[7] hat."

Es wird unruhig. Antek sagt: „Ich weiß nicht. Du redest solche unjüdischen Sachen. Das sind doch alles philosophische Fragen. Die einen denken so, die anderen denken so. Jeder nach

---

[1] Zydowska Organizaja Bojowa.
[2] Linker jüdischer Arbeiterbund.
[3] Mitleid, allgemeine Weichherzigkeit.
[4] „Die Fackel" — Reaktionäre Getto-Widerstands-Organisation, in der Verräter eine Rolle spielten.
[5] Zwiazek Walki Zbojne. Unter Einfluß, der bürgerlichen polnischen Exilregierung in London stehende militärische Widerstandsorganisation.
[6] Marschall P.: faschistischer antikommunistischer polnischer Politiker und Staatschef bis 1935. Paktierte mit Hitler.
[7] Damaliger Leiter der Gestapo in Warschau.

seinem Gewissen. Die Juden lieben nicht Gewalt."
„Und trotzdem wird ihnen Gewalt angetan. Darüber diskutieren wir schon seit Jahren. Bist du denn gegen die Gewalt?"
„Du verstehst mich nicht. Natürlich setze ich mich zur Wehr, wenn ich angegriffen werde. Aber man braucht diesen Angriff nicht herauszufordern durch lautes Waffengeklirr und verfrühte Aktionen."
„Wir haben gar nicht genug Waffen, um damit klirren zu können. Wir verbergen unsere Waffen sorgfältig. Aber trotzdem wissen sie, daß wir gerüstet sind. Wer hat ihnen das erzählt?"
Es wird sehr still. Mordechai fährt fort: „Morgen geht Elsa hinüber und bringt unsern letzten Brief zur Armija Krajowa[8]. Ein neuer Brief wird nicht geschrieben. Seit einem dreiviertel Jahr schicken wir Kuriere hinüber und bitten, uns Waffen zur Verfügung zu stellen, damit wir kämpfen können. Wenn sie uns auch diesmal ausweichend antworten, ist alles klar: Sie wollen uns nicht helfen. Sie glauben, daß Waffen in unseren Händen, in den Händen einer proletarischen Gruppe nicht in ihrem Interesse liegt. Ich bin überzeugt davon, daß sie der Zagiew Waffen geben, weil dort die bürgerlichen Kräfte bestimmen. Und die Herren in London fürchten nichts mehr, als daß nach der Niederlage der Nazis auch in Polen proletarische Kräfte in den Vordergrund treten. Deshalb unterstützen sie uns nicht. Wir sollen lieber verbluten, damit wir ihnen nach dem Krieg nicht gefährlich werden können."
Unruhe. Antek ruft Mordechai zu: „Das kannst du nicht beweisen."
Spät gehen sie auseinander.
Antek sucht Elsa. Sie lieben sich. Beide stammen aus Krakau. Beide haben im vorigen Sommer zusehen müssen, wie ihre Eltern und viele andere abgeschleppt, wie ihre kleinen Geschwister mit 200 anderen Kindern zum Sammelplatz und in den Tod getrieben wurden. Es

[8] Nachfolgeorganisation der ZWZ. Enge Verbindung zur Exilregierung.

Kampf im GETTO

J. C. Schwarz



1939, 21. September: Geheiminstruktion Heydrichs: Gettos sollen in Städten an Eisenbahnlinien angelegt werden, um die Juden einer „Endlösung" zuzuführen.
1940, 2. Oktober: Errichtung des Gettos in Warschau. Über 450 000 Menschen werden durch eine hohe Mauer von der übrigen Welt abgesondert.
1942, Februar: Gründung der Organisation der Polnischen Arbeiterpartei im Getto.
22. Juli: Beginn der Liquidierung des Warschauer Gettos. Aufruf der Polnischen Arbeiterpartei zur aktiven Selbstverteidigung.
Oktober: Gründung der Jüdischen Kampforganisation (ZOB).
1943, 16. Februar: Befehl Himmlers, die Warschauer Juden in ein KZ zu überführen und das Getto zu zerstören.
19. April: Beginn des Aufstandes. Morgens Einmarsch von 2000 SS-Leuten und Offizieren, die überraschend angegriffen werden und sich wieder zurückziehen müssen.
20. April: Fortsetzung der Straßenkämpfe, Ablehnung des Ultimatums durch die Juden.
23. April: Niederbrennen sämtlicher Wohnblocks durch die SS. Kämpfe im Flammenmeer, Einsatz von Artillerie und Flugzeugen.
23. September: Letzte kleine Gruppe jüdischer Kämpfer geht mit der Waffe in der Hand zu den Partisanen. 70 000 jüdische Kämpfer fielen beim Aufstand.

blieben nur noch ausgestorbene Häuser, mit Stacheldraht umgebene Straßen, Holzzäune. Immer hat Antek das Bild der Todesstadt vor Augen.
Antek sucht Elsa. Er muß sie sehen. Vielleicht kommt sie nicht wieder von ihrem gefährlichen Gang. Daß sie alle zum Tode verurteilt sind, das wissen sie. Wer nicht im Kampf fällt, stirbt von Krankheit oder Hunger. 184 Kalorien beträgt die tägliche amtliche Ernährungsrate für Juden, für Polen beträgt sie 634 Kalorien, für Deutsche 2310. Vor den Häusern im Zentralgetto liegen, mit Papier bedeckt, die Leichen der Opfer. Durch die Straßen des Viertels ziehen Gruppen bettelnder, abgezehrter Kinder und singen mit wehklagender Stimme das bekannte Gettolied: „Gite Menschn, hot Rachmunis, der Tatte is geschtorbn fun Hunger und Nojt. Gite Menschn, hot Rachmunis, warft arop a Schtikele Brojt." (Gute Menschen, habt Mitleid, der Vater ist gestorben von Hunger und Not, gute Menschen, habt Mitleid, werft herunter ein Stückchen Brot.) Alle sind sie zum Tode verurteilt, und auch Antek ist dazu entschlossen, nur will er Gerechtigkeit, er kann nicht glauben, was Mordechai erzählt; seinem guten Herzen, seiner menschlichen Sauberkeit widerstrebt es, anzunehmen, daß es solche Schurken gibt. Er weiß noch nicht aus eigener Erfahrung, daß der Haß der Reichen gegen die Armen größer ist als der Haß gegen die Nazis. Bis zum Morgen bleiben sie zusammen. Elsa und Antek, sie flüstern miteinander, sie sprechen über ihr Leben und über den bevorstehenden Kampf.



Sie eilt vorwärts, in der einen Tasche den Brief, in der anderen die geladene Pistole. Sie muß sich ducken. Es ist still und dunkel wie im Grabe, Modergeruch umfängt sie, irgendwo tropft es von den Stützbalken des unterirdischen Ganges. Im Herbst vorigen Jahres hatten sie begonnen, diese unterirdischen Gänge zu bauen, Elsa selbst hatte in Körben Sand und Steine hinaustragen geholfen. Von verschiedenen Punkten aus, in der Nähe der Gettomauer, hat die ZOB vier solche Tunnel gebaut, die wie Stollenschächte in die Erde hineingetrieben und Meter für Meter mit Brettern und Balken abgestützt sind. Diese Tunnel enden auf der anderen Seite der Mauer in Kellern und Wohnungen nichtjüdischer Freunde. Ja, sie haben noch Freunde, die illegale polnische Arbeiterpartei im besetzten Warschau hat den prächtigen Genossen Franciszek Leczycki als Bevollmächtigten eingesetzt, der die Hilfsaktion für das kämpfende Getto leitet. Mit ihm und Vertretern anderer illegaler polnischer Widerstandsorganisationen muß die Verbindung aufrecht erhalten werden. Das ist selbst dann nicht einfach, wenn man schon „drüben" ist, denn das antisemitische Gift, aus der Pilsudski-Zeit stammend, sitzt immer noch tief, und jüdisches Aussehen, ein jüdisches Wort, ängstliche Augen oder ein eingezogener Kopf bedeuten sicheren Tod. Jeder als Jude erkannte Mensch außerhalb des Gettos ist vogelfrei. Und sie werden von jenen, die Erfahrung im Umgang mit Juden hatten, schneller erkannt als von den Deutschen.
Man darf also nur solche Genossen hinüberschicken, die vollkommen „arisch" aussehen, perfekt polnisch sprechen und sich mit ruhiger, stolzer Sicherheit bewegen. Sie müssen die Möglichkeit haben, „drüben" die Kleidung zu wechseln, denn die „Gettouniform", bessere und immer schlechter werdende Lumpen, hätte sie verraten. Elsa, die durch den Tunnel zu dem Haus Szcyglastraße 3–5 hastet, zu dem Ehepaar Legec, Mitglieder der illegalen Kommunistischen Partei Polens, hat in jeder Hinsicht den Typ eines jungen polnischen Mädchens: Blond, blühend, mit Stupsnase und blauen Augen, die lustig geradeaus blicken und nichts verraten von den fast schon traditionellen Kümmernissen eines gequälten und verfolgten Volkes.

Natürlich ist sie verloren, wenn am Ende des Ganges nicht einer der beiden Genossen Legec steht, sondern ein Deutscher oder von den Deutschen Beauftragter, dann ist sie als Jüdin entlarvt, denn durch diesen Gang kommen nur Juden, dann nutzt auch ihr „arisches“ Aussehen nichts. Aber sie fürchtet sich nicht. Immer liegt ihr der erste Satz des jüdischen Partisanenliedes in den Ohren: „Sage nimmermehr, du gehst den letzten Weg.“ Auf geheimen Wegen, wie die Gettobewohner das Netz der unterirdischen Bunker und Verbindungswege nennen, haben die Genossen damals das Holz für den Bau des Tunnels herangeschafft. Noch haben die deutschen Wächter und ihre polnischen und jüdischen Helfer, die Gettopolizisten, keine Ahnung davon, daß es neben dem offiziellen Getto, oberhalb der Straße ein zweites unterirdisches Getto gibt, das der Bunker und Verbindungswege. Die Genossen haben die ursprünglich zu Luftschutzbunkern ausgebauten Keller der Häuser untereinander verbunden, wobei sie entweder die Mauern durchbrachen oder Wege über die Dachböden ausbauten.
Diese Bauten und die Anlage der nach außen führenden Tunnel sind die ersten Widerstandstaten gewesen, die ersten praktischen Ergebnisse endloser Debatten über die Notwendigkeit, sich zu wehren und nicht stumm und ins Schicksal ergeben wie das Schlachtvieh abführen zu lassen. Elsa muß an ihre Freunde denken.
Ende 1941 war auf Grund der Initiative einer Gruppe von Funktionären der früheren Kommunistischen Partei die Polnische Arbeiterpartei entstanden (PPR). Von hier gehen belebende Einflüsse für das ganze Volk und auch für die jüdische Jugend des Gettos aus, die sich von den fürchterlichen Schlägen des Terrors, der die Aussiedlung begleitet, zu erholen hat. Die besten Freunde Elsas, die führenden Köpfe des antifaschistischen Blocks im Getto, sind damals öffentlich hingerichtet worden. Nach den Deportationen hatten sie endgültig beschlossen, zum Widerstand überzugehen.
Als sie am Ende des Ganges das Klopfzeichen gibt, hat Elsa die geladene und entsicherte Pistole in der Hand. Zugleich sucht sie Deckung hinter einem Mauervorsprung.
Aber die guten Genossen Legec, keine Polizisten öffnen die Tür. Frau Legec und Elsa umarmen sich. Elsa wird nach oben geführt, bekommt ein Frühstück, darf baden und sich umkleiden. Genüsse, die man im Getto fast vergessen hat. ▶

Illustrationen: Karl Fischer



Dann ist sie unterwegs in den Straßen Warschaus. Sie trägt den Kopf stolz erhoben, das ist nicht nur konspirative Verhaltensregel. Sie ist ein Mensch, sogar ein besonders schöner, das weiß sie. Sie vertritt das Recht derer, die keine Rechte haben, sie ist ein Abgesandter der zum Tode Verurteilten in einer Welt, die noch leben darf, und die Straßen, durch die sie jetzt wandert, scheinen ihr bevölkert mit bevorrechteten und glücklichen Menschen.
Vielleicht kämen andere Mädchen in ihrer Lage auf den Gedanken, unterzutauchen, zu verschwinden, sich zu retten, niemand würde sie für eine Jüdin halten. Aber diese Möglichkeit kommt ihr überhaupt nicht in den Sinn. Die Genossen brauchen Waffen. Wie sollten sie kämpfen ohne Waffen? Das ist der Gedanke, der sie beherrscht. Man wartet auf ihre Rückkehr. Man braucht sie. Soll sie ihre besten Freunde enttäuschen, die einzigen, die ihr geblieben sind?
In dem Haus, das man ihr bezeichnet hat, steigt sie eine alte knarrende Holztreppe hinauf. Sie hat sich vorher vergewissert, daß niemand auf der Straße ihr nachging und niemand sie beachtete. Vor einem Türschild „Wencki" bleibt sie stehen und klingelt.
„Ich möchte Pani Konar sprechen", sagt sie zu der lten Frau, die geöffnet hat.
„Wer sind Sie?"
„Ich bringe einen Brief. Ich möchte aber den Brief persönlich übergeben und gleich persönlich die Antwort mitnehmen."
Zögernd wird sie hereingelassen. Ein kräftiger junger Mann, blond wie sie selbst, kommt zum Vorschein.
„Sie sind Konar?"
„Nein", sagt er, „ich bin nicht Konar. Ich heiße Kalmowicz. Kommen Sie von drüben?"
Als sie nicht sogleich antworten will, setzt er mit leiser Stimme hinzu: „Nur keine Angst, Genossin. Ich bin auch von drüben. Gib mir den Brief. Konar hört auf mich."
Sie sieht ihn an. Sie prägt sich in dieser Sekunde sein Gesicht ein. Langsam zieht sie den Brief hervor, überreicht ihn. Ohne vorgelassen zu werden, muß sie warten. „Wir wenden uns erneut an Sie mit dem dringenden Appell um sofortige bewaffnete Hilfe", heißt es in dem Brief, „um Lieferung von Kampfmitteln und Munition." Nach einer Weile erscheint wieder der blonde Jüngling und übergibt ihr den verschlossenen Antwortbrief.
„Konar hat geantwortet", sagt er lächelnd und geleitet sie zur Tür.
Bevor sie die Treppe hinuntergeht, bleibt sie einen Augenblick lang stehen. Sie glaubt, zu hören, daß die alte Frau, die geöffnet hat, etwas zu Kalmowicz sagt. Er klingt wie: „Judenkommune, das hat uns noch gefehlt." Lacht Kalmowicz? Sie geht schnell hinunter.
„Wir haben etwas für dich", sagen die Legecs zu ihr, die unruhig auf sie gewartet haben. „Hier, beeil dich, versuch, es durchzubringen." Und sie stopfen ihr die Taschen voll mit Munition, Pistolen und Brot.
Wieder das Hasten durch den Tunnel. Wieder der Modergeruch. Wieder die Pistole, schußbereit. Sie tastet nach dem Brief Konars, er ist noch da. Nach einer halben Stunde steht sie vor den Genossen.
„Das ist von unseren Freunden", sagt sie und entleert die Manteltaschen. „Und das ist die Antwort der AK." Damit überreicht sie Mordechai den Brief.
Der liest erst leise, dann noch einmal laut, die Genossen stehen herum und hören es, auch Antek ist dabei, der glücklich ist, Elsa gesund wiederzusehen.
„Der Kommandant der AK in Warschau an den Kommandanten der ZOB im Getto. Die Untergrundarmee Warschaus leistet den Helden des Warschauer Gettos eine Ehrenbezeugung. Ich glaube, daß jetzt nicht die Zeit für persönliche Kontakte, sondern für Taten ist. Konar."[9]
Sie sehen sich an. Und die Hilfe? Waffen und Munition? Es ist also eingetreten, was Mordechai für möglich gehalten hat: Sie weichen aus, weil sie nicht helfen wollen. Persönliche Kontakte: Der reinste Hohn! Nur die Genossen der Arbeiterpartei helfen, den größten Teil der ZOB-Waffen haben sie geschickt, im Rahmen der Hilfsaktion für das kämpfende Getto.
Elsa muß genau berichten, was sie erlebt hat. Dabei kommt sie auf den jungen Mann zu sprechen, Kalmowicz, der im Vorzimmer der AK ihren Brief in Empfang genommen und die Antwort herausgebracht hat.
Wieder sehen sie sich an. Jetzt ist es Antek, der fragt:
„Hieß er wirklich Kalmowicz?"
„Ja, er hieß Kalmowicz."
„Würdest du ihn wiedererkennen?"
„Sicher. Ganz sicher."
Es wird still. Alle sehen Antek an.
„Ich habe das alles bisher nicht glauben wollen, Genossen. Aber ich sehe, vielleicht hat Mordechai recht. Wenn es der Kalmowicz ist, den *wir* meinen, dann stimmt die Linie Zagiew–AK–Londoner Exilregierung und vielleicht auch die Linie Zagiew–Brandt, dann bitten wir den Feind um Waffen und dulden den Feind in unserer Mitte. Ist es aber ein anderer Kalmowicz, Mordechai, dann falle ich wieder in die alten Zweifel zurück."
„Gehen wir ihn suchen", schlägt Mordechai vor. „Am besten, Elsa kommt gleich mit."



In der Swietojkerstraße 32 im Keller ist die Zentrale der Zagiew. Hier wird auch auf einer Handpresse die gleichnamige Zeitschrift gedruckt, und es fällt den Genossen der ZOB-Leitung eigentlich erst jetzt auf, da sie vor dem Haus stehen, wie merkwürdig es ist, daß Zagiew-Zentrale- und Verlag einen konstanten Platz haben, während doch die ZOB dauernd auf der Hut vor Gettopolizisten und Schnüfflern ihre Beratungsräume wechseln muß.

---

[9] Diese Briefe wurden tatsächlich gewechselt.

Fortsetzung auf Seite 88



Pause? Ja, für den Fahrer aber etwas später. Erst muß das Fahrzeug ringsum überprüft werden. Aus den Kettengliedern sind Steine und verklemmte Knüppel zu entfernen, kleine Reparaturen sind auszuführen.

„Bude“ anrollt, werden sie es schon merken. Anders der Fahrer. Was gäbe er nicht für ein Schlummerstündchen – aber es ist Marschbereitschaft befohlen . . .
Die Finger am Lenkhebel werden klamm. x-mal ist der Motor angelassen worden, wurde wieder abgestellt und nochmals angelassen. Wäre nicht die frische Morgenluft, die durch die Fahrerluke einströmt, Klaus hätte bestimmt Streichhölzer für die Augenlider gebraucht. Obwohl ihm jeder Handgriff in Fleisch und Blut übergegangen ist und „sitzt“, schaut er doch ab und zu an das kleine Blechschildchen über seiner Luke, auf dem – Klaus nennt es idiotensicher – die Reihenfolge der Tätigkeiten vor dem Anlassen aufgeschrieben steht.
„Fahrer!
Vor Anlassen des Motors
1. Masseschalter einschalten.
2. Kraftstoffhahn öffnen.
3. Pedale und Hebel auf Gängigkeit prüfen.
4. Getriebe auf Leerlauf schalten.
5. Verteilergetriebe auf Land schalten.
Nicht vergessen!
Vor dem Anlassen Elektroölpumpe einschalten.“
„Das ist alles so klar wie dicke Tinte“, denkt er sich. Und doch war er vor einem Jahr manchmal recht froh darüber, daß die ‚Liste‘ da stand. „Vor einem Jahr, Mensch, wie die Zeit rennt! Damals, als sie dich zum Lehrgang kommandierten, da flatterte doch ein bißchen die Hose.“

Der „Ersatzmann“

In einem Hohlweg, hinter die schlanken Stämme eines Jungwaldes geduckt, steht die Transportkolonne abmarschbereit. Der junge Tag dämmert langsam herauf, begleitet von der Kühle, die diesen frühen Stunden eigen ist. Es ist die Zeit der „Hundswache“. Schlag 03.00 Uhr war der Befehl ergangen: „Marschbereitschaft herstellen!“ Motoren waren angelassen worden, Rufe schallten von Fahrzeug zu Fahrzeug. Während die Fahrer die routinemäßigen Überprüfungen und Handgriffe ausführten, hatten sich die Luftbeobachter aus den Dachluken der Fahrerhäuser gezwängt. Alles atmete Bereitschaft.
Das war vor einer reichlichen Stunde, und noch immer läßt das Kommando zum Abmarsch auf sich warten. Im Schwimm-SPW des Gefreiten Klaus Liebscher haben sich die Soldaten des Sicherungszuges von Unteroffizier Jürgen Backes noch einmal eng aneinandergekuschelt: es ist empfindlich kühl, und eine Mütze voll Schlaf kann auch nicht schaden. Wenn die

Klaus vertreibt sich die Zeit mit Rückblenden. Auf den Schwimmer sollte er, ohne jemals den Lenker eines Kfz., geschweige die Lenkknüppel eines Kettenfahrzeuges in der Hand gehabt zu haben. „Das schaffst du nie“, waren die Gedanken in jenen Tagen. Dabei war alles so schön für ihn gelaufen: Zu den mot. Schützen gemustert und eingezogen, war das lMG der Gruppe seine Waffe geworden. Er hatte das Ding gern, es schoß gut, war gewissermaßen „hemmungslos“, kurz und gut, es brachte ihm Einsen und Zweien (die Drei seinerzeit zählt nicht mehr).
Der Laden klappte. Auf einmal kam die Sache mit dem SPW dazwischen . . .
„Wenn mir vor der Lehre einer gesagt hätte, ich soll ihm einen Stubenofen setzen, dann wäre mir warm und kalt auf einmal geworden“, sagte sich der Soldat Liebscher, „aber ich habe es gelernt – und Schornsteinmaurer dazu. Also lerne ich auch die ‚Bude‘ fahren.“ ▶



Bei der ersten Übung gings schon einigermaßen, dann war Ruhe. Klaus wurde wieder lMG-Schütze, auf dem SPW durfte er nur mitfahren. Er war als Ersatzfahrer ausgebildet worden. Vor ein paar Tagen fiel der „etatmäßige" Fahrer des 414 aus. Und das kurz vor der Divisionsübung. „Genosse Liebscher", hieß es, „Sie übernehmen den SPW."

Zum Ansehen und „Beschnarchen" war keine Zeit mehr; rauf auf den Bock, zum Verladebahnhof, Bahnmarsch, entladen und den Sammelraum beziehen war alles eins.

„Die haben's gut", denkt Klaus mit einem Blick nach hinten, wo seine Genossen dösen. „Aber ich? Gestern abend vom Waggon runter und geschruppt, Fahrzeug überprüft, den Befehl zur Sicherung der Kolonne empfangen, abgedampft und hier gelandet. Verdammt kurze Nacht, von 23.00 bis 03.00 Uhr. Lieber fahren als warten..."

Endlich! Der Marschbefehl ist da und mit ihm die Weisung für Unteroffizier Backes' Zug, mit dem SPW 414 die Kolonne als Schlußfahrzeug zu sichern.

Der Motor heult auf, die Tätigkeiten 1 bis 5 sind getan, es war alles i. O. Die Soldaten im Gefechtsraum fahren auf, der MG-Schütze macht seine Waffe gefechtsbereit.

Klaus Liebscher spielt mit dem Gaspedal, der Motor reagiert freundlich. Die Hände halten die Lenkknüppel fest umfaßt. In wenigen Augenblicken werden sie das schwere Fahrzeug in die Spur zwingen. Aufmerksam beobachtet der Fahrer der LO, G-5 und S 4000, die, graublaue Dieselwolken ausstoßend, an seinem SPW vorbeirollen.

„So, das war der letzte", spricht er zu sich selbst, und zu den anderen: „Festhalten, es geht ab!"

Nach diesen Worten gibt er dem stählernen Pferd die Peitsche. Kaum hat die Kupplung gefaßt, schießt der Schützenpanzer nach vorn. Rechten Knüppel anziehen, die linke Kette drückt den Wagen auf die Marschstraße.

Kolonnenmärsche sind wichtig – und ermüdend. Stundenlang das Heck des Vordermannes im Blickfeld, den von ihm aufgewirbelten Staub in der Nase, die Abgase dazu. Dazu die ewigen Halts, weil die Aufklärung Hindernisse feststellte.

Der neue Befehl ist die reinste Erlösung: „Vorfahren, auf neuer Route Kolonne erwarten!"

Jetzt gilt das „Festhalten". Mit einem Satz läßt Klaus den 414 ausbrechen. Quer durch Wald und Heide geht die Fahrt, bis der vorgeschriebene Weg erreicht ist. Aber der hat's in sich. Den haben vor kurzem die Panzer „präpariert". Ein Trichter löst den anderen ab, Bodenwelle folgt auf Bodenwelle. Da heißt es aufpassen –

Der „Ersatzmann"

Volle Konzentration auf den Marschweg. Staub, Abgase und ein kleines Blickfeld erschweren das ohnehin schon beeinträchtigte Beobachten. Oft muß der Kommandant zusätzliche Fahrhinweise erteilen.

17 Stunden lang umspannten diese Hände die Lenkknüppel, zogen sie sacht und gefühlvoll an oder rissen sie auch kräftig nach hinten, wenn urplötzlich eine Lenkkorrektur nötig war, um einem Hindernis auszuweichen.

und wie in der Fahrschule rangehen. Beim Hineinfahren Gas weg, beim Herausfahren – Gas. Die Bodenwellen nicht zu hastig nehmen, sonst geht's über die Federung und Ketten. Auch darf die Wanne nicht aufsitzen.

Klaus meistert das Fahrzeug souverän. Hände und Füße bedienen Hebel und Pedale in einem fort, mal zart und gefühlvoll, mal kräftig. Längst steht die Sonne über Mittag, und noch immer bändigt der Gefreite Liebscher die PS. Einen Bissen essen? Jetzt nicht, die Strecke verlangt alle Aufmerksamkeit. Die schmerzenden Finger strecken? Später, jetzt müssen sie die Lenkung dirigieren: Die brennenden Augen einen Moment schließen? Geht nicht, es wird gefahren. Klaus muß sich das alles für die Rast aufsparen, für die Minuten nach der Überprüfung des SPW, wenn die Ketten kontrolliert, die Laufrollen nachgesehen sind und das Fahrzeug allseitig begutachtet ist.

Dieser Zeitpunkt ist am Nachmittag, nachdem 12 Stunden angespannten Fahrens vorüber sind, erreicht.

Weit rechts, in den Schatten des Waldes, sind die LKW herangefahren – Rast. Auch für die Männer vom 414. Schnell ist der SPW untergezogen und getarnt, auch jetzt muß er seine Sicherungsaufgabe erfüllen.

Für Klaus Liebscher kommt die ersehnte und verdiente Ruhepause. Ein kräftiger Schluck Tee aus der Feldflasche spült den Staub aus dem Schlund, eine dicke Wurststulle stillt den Hunger. Jetzt die Glieder recken und dann



Augenpflege, und wenn es nur fünf Minuten sind.

Und diese fünf Minuten fehlen an diesem Tage. Die Übung rollt, die Kolonne muß ebenfalls weiterrollen.

Klaus, von den Strapazen der vergangenen Stunden gezeichnet, knurrt nicht, flucht nicht. Er klettert – etwas langsamer als sonst – auf seinen Sitz, absolviert Tätigkeit 1 bis 5 und läßt den Motor an. Weiter geht die Reise, nach Unbekannt.

Wieder Stunden voller Staub, Motorengedröhn, Rütteln und Schütteln, ständigem Auf und Ab. Ruhig führt der „Ersatzmann" das Fahrzeug. Seine Aufmerksamkeit läßt nicht nach, zuviel hängt von ihm ab. Nicht nur die Lust am Fahren, mehr das Wissen um die Verantwortung läßt den Ex-lMG-Schützen die Kraft finden, das alles auszuhalten.

Regulierer weisen den 414 nach rechts ein. Dort stehen die übrigen Fahrzeuge seiner Kompanie, die eine andere Aufgabe zu erfüllen hatten. Ein Blick in die Runde, und Klaus ist informiert. Ein Wasserhindernis muß überwunden werden. Zur Zeit setzt das Panzerregiment über. Die SPW stehen abrufbereit.

Es ist Abend geworden. Noch immer brummen Fahrzeugkolonnen an den wartenden Schwimmfahrzeugen vorbei – Richtung jenseitiges Ufer. Hier und da taucht eine Leuchtkugel das Gelände in gespenstisches Licht, blinkt eine Taschenlampe für Sekunden auf.

Anschließend an die Artillerie setzen die SPW

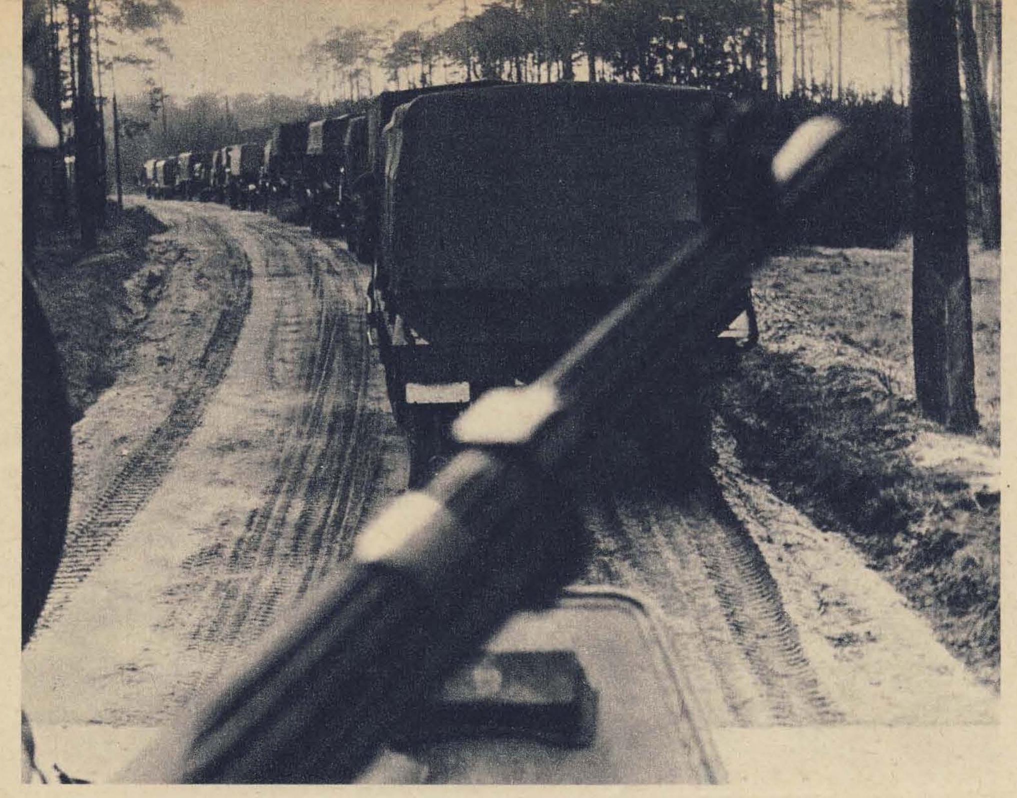


„Die haben's gut", sind die Gedanken des Fahrers beim Anblick des schlafenden „Heeres". Sobald aber Marschbereitschaft ist, muß er wach wie ein Schießhund sein.

Der „Ersatzmann"



Die Reise ist zu Ende, die Aufgabe erfüllt, 414 wird in Deckung gefahren und getarnt.



Unter dem Schutz des SPW zieht die Transportkolonne ihren Weg.

über, heißt es, und kurz darauf befiehlt Unteroffizier Backes auch schon: „Vorwärts!"
Matschend fährt 414 in den Fluß, schon plätschern die Wellen an seinem Bug.
Klaus Liebscher muß von „Land" auf „Wasser" schalten. Gas, tief greift die Rechte nach dem Schalthebel, ein Ruck . . . nichts als Knirschen. Der Wasserstrahlantrieb ist blockiert. 414 steht halb im Wasser und kann nicht mehr.
„So ein Mist", schimpft Klaus, „ausgerechnet jetzt." Er reißt am Hebel, daß ihm der Schweiß vor Anstrengung (und Aufregung) unter der Panzerhaube hervorquillt. Nichts! Von Ferne ist das tiefe Brummen der nächsten Kolonne zu hören: es geht um Minuten!
So sehr sich Klaus auch quält, es hilft nichts. Er weiß, daß er so nicht ins Wasser darf. Sein SPW würde sich, angetrieben nur vom linken Wasserstrahl, ständig im Kreise drehen.
Da tönt lautstark vom Ufer die Stimme des verantwortlichen Offiziers: „Sie haben wohl die Wasserstelle fürs Camping gepachtet?"
„Du hast gut brüllen", murmelt Klaus vor sich hin. „Zerr du mal an diesem dreimal verfluchten Gestänge, das mir die ganze Übung versaut. Ich hab's nicht ruiniert." Doch die Rechtfertigung bleibt ungehört.
Rückwärts wird der 414 aus der Fahrspur gezogen und abseits weggestellt.
„Wie altes Eisen", denkt Klaus, „aber nicht bei mir."
„Los, macht die Klappen auf", herrscht er die Genossen an . . .

Unteroffizier Backes, Gefreiter Liebscher und Soldat Kaspar hocken auf dem Heck des Schwimm-SPW und starren ins Innere, das nur spärlich vom Licht der Taschenlampe erhellt wird.
„Hier ist der Murks", ruft Klaus. Das Gestänge für das Umschalten auf Wasserfahrt ist verklemmt. Mit eigenen Mitteln kann der 414 nicht wieder flottgemacht werden.
Meldung an den Batailloner um Hilfe durch den I-Wagen. Es ist 21.30 Uhr. Ein Mißgeschick hat Klaus ein paar Stunden Schlaf verschafft. Es ist ein unruhiger Schlaf, denn die Sache wurmt den Jungen aus dem Erzgebirge mächtig.
Ausgerechnet die letzte Übung seiner Dienstzeit wird von einem billigen Gestänge „sabotiert". Er, der als erfahrener Kämpfer die Armee verlassen will, hat sich geschworen, bis zum letzten Tag mit „gut" oder gar „ausgezeichnet" zu bestehen.
Als am Morgen des nächsten Tages endlich der I-Wagen neben dem SPW hält, ist Klaus der erste, der draußen steht. Mit vereinten Kräften schaffen es die Mechaniker und Klaus Liebscher in 20 Minuten. 414 rollt und schwimmt wieder.
Über Funk erhält der Zug Backes den Befehl, sich sofort zur Sicherung des Regimentsstabes in Marsch zu setzen. Das „Vorwärts" wartet Klaus nicht mehr ab, er gibt seinen PS die Sporen. Die neue Aufgabe soll Fahrzeug und Fahrer voll einsatzfähig finden.

Oberstleutnant Kurt Erhart

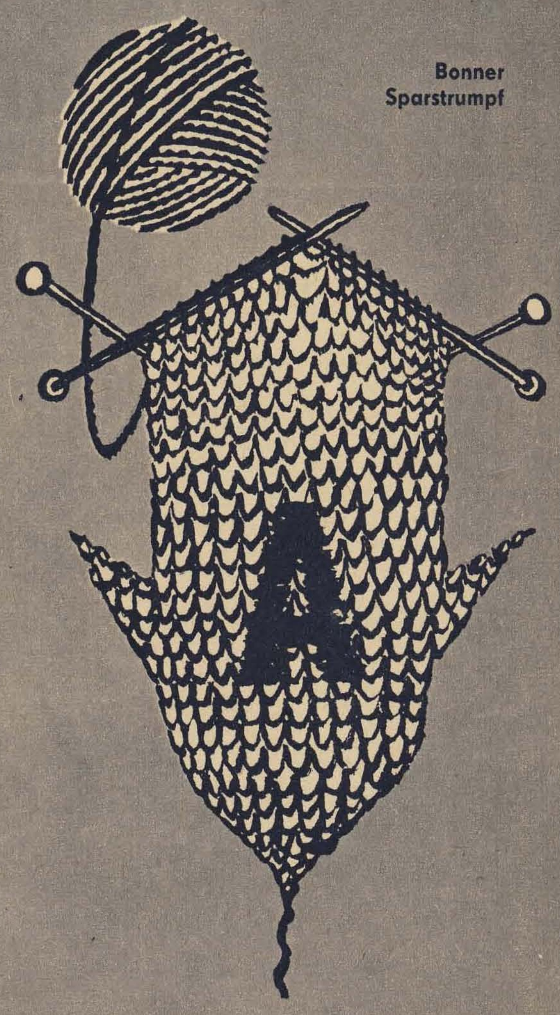
Er ist ein Herr von Eleganz und Mode, ein Mann unserer Tage. Ob er mit weißer Weste, auf leisen Strümpfen oder im Rollkragenpullover daherkommt, ob er die Glacéhandschuhe anzieht oder abstreift – immer erblicken wir in ihm einen Herrn von Welt, der die Welt für sich erobern will. Und doch ist er von Fuß bis Kopf nur auf seine einzige Liebe eingestellt. Er wirbt um ihre schlanke Taille, ohne nach dem dicken Ende zu fragen. Und sein letzter Schrei heißt:

Feststoffe für den stärkeren Mann

Von Heinz Hentrich

„Reichen Beifall gab es für Charles Ritters neue Kollektion. Er stellte sie im Hamburger Atlantik-Hotel vor, nachdem sie bereits in dem exklusiven Schweizer Winterkurort Ponterisina und in Düsseldorf begeistert aufgenommen wurde. Zu den prominenten Gästen in Ponterisina zählten Verteidigungsminister Schröder und seine Gattin Brigitte.“

(„Lübecker Nachrichten“ vom Ostersonntag, den 26. März 1967)



Bonner Sparstrumpf

Das Quintett spielt, und ranke, schlanke, joghurternährte Mannequins schreiten über den Laufsteg. Der Conferencier versichert, daß die neue C. R.-Kollektion wiederum durch „Eleganz in Linie, Farben und Stoffen“ das Interesse des Publikums zu wecken versuche. Leichte Verbeugung hin zum Herrn Minister Schröder samt Gattin; Frau Minister scheinen sichtlich angetan, aber der Herr Minister denken sicher wieder an dienstliche Dinge, wirken leicht abwesend, Hauptsache, er bezahlt . . .
Der Herr Minister denken tatsächlich in diesen Tagen auch an Eleganz: Stählerne Eleganz, verkörpert in Boden-Boden-Raketen der Typen „Sergeant“ und „Honest John“, die Atom-Mode des Jahres 1967, kreiert in amerikanischen Raketenfabriken, und auf dem Donnerberg bei Eschweiler über den Laufsteg geschickt.
„Modisch aktuell und variationsfähig“ – dieser mikrofonverstärkte Satzfetzen des Conferenciers könnte auch auf die Raketenschule des Heeres in Eschweiler gemünzt sein. Das „Lager Donnerberg“ ist zwar „nur“ ein barackenbebauter, sturmzerzauster Hügel; aber der Kommandeur, Oberst Schönbeck, versicherte glaubhaft, daß es „die jüngste, modernste und interessanteste Schule des Heeres“ sei. Auf dem Donnerberg finde man „Unterrichtsräume, Werkstätten, Sprachlabors und alles, was eine Schule

anziehend macht.[1] Modische Vergleiche also auch dort.

Ein paar Minuten nur sind es von der Schule zum Übungsplatz, auf dem sich die „Sergeant"-Raketen übungshalber in den Himmel recken, mit einem Trägheits-Lenksystem und feststoffgetrieben, Überschallgeschwindigkeit und eine Weite von 140 Kilometern erreichend.

„Achten Sie doch bitte auf die entzückenden modischen Accessoires[2]!" Dem dernier cri, dem letzten Schrei der Heeresartillerie, fehlt noch das entscheidende Beiwerk, das „Ding", wie es von den Amerikanern bezeichnet wird. „Das ‚Ding' ist knapp über zwei Meter hoch, spitz zulaufend mit Taille und höchstens einen halben Meter dick. Im ‚Ding' steckt genügend Vernichtungskraft, um eine Millionenstadt auszulöschen. Das ‚Ding' ist ein nuklearer Sprengkopf . . ."[3]

Eben solche vollschlanken Dingerchen fehlen noch. Die Sprengköpfe für die Raketen der Bundeswehr befinden sich unter amerikanischem Verschluß, 7000 an der Zahl auf westeuropäischem Boden, bewacht von Posten mit deutschen Schäferhunden und gegen „mißbräuchlichen" Einsatz, d. h. ohne den Befehl des US-Präsidenten, zusätzlich gesichert durch US-Schlüsseloffiziere, die jedem Raketenbataillon der Bundeswehr zugeordnet sind.

Lauter spielt das Quintett.

Ja, lauter und kräftiger muß man auch auf den amerikanischen Tisch hauen. Die Kerle bringen es per Atomwaffensperrvertrag noch fertig, uns von den „Dingern" fernzuhalten. Sicherlich, wir geben uns Mühe, den Wirkungsgrad der konventionellen Sprengköpfe für die „Pershing"[4], die „Sergeant" und die „Honest John"[5] zu verstärken. Doch es bleibt bei der Heeresdienstvorschrift 100/1, Nummer 390. Sie fordert die „unverzügliche Ausnutzung der Atomsprengköpfe" besonders wegen der „Überraschung und der Schockwirkung beim Gegner".

Der Minister applaudiert laut einem Mannequin, so daß Gattin Brigitte ihn erstaunt anschaut und überzeugt ist, daß ihr Mann einen guten Gedanken gefaßt hat.

In einem Saalfenster hockend, schreibt derweil eine Mode-Kolumnistin in ihr Notizbuch, was sie alsbald in die Redaktion kabeln wird: „Die Verbraucherin wird sich im kommenden Jahr sowieso in den Schaufenstern an allerlei gewöhnen müssen. Der kniefreie Zuschnitt ist endgültig akzeptiert."

Neuer Zuschnitt? Der auf der Weltausstellung in Montreal vorgeführt wird, ist eigentlich gar nicht so neu. Aber raffiniert! Toller Einfall, unseren Pavillon in den Konturen der Grenzen „Großdeutschlands" von 1937 zu halten. Eine freche Konstruktion aus Stahlnetz und Plastehaut zum Preis von 15 Millionen Mark.

Ein Klacks gegen das, was es im Osten zurückzuholen gilt.

Erst einmal wird auf den Generalstabsabschnittmusterbogen Modell 1937 die DDR ausgerädelt. Das weiter Wünschenswerte drapiert beispielsweise auch die Münchner „Panorama-Austellungs-GmbH" mit einer Ausstellung naturgetreuer Nachbildungen von Wahrzeichen aus den heutigen polnischen Westgebieten, dem westlichen Teil der UdSSR und Teilen der ČSSR im Maßstab 1:25. Weiter sollen auf dem Ausstellungsgelände Miniatur-Eisenbahnzüge und Straßenbahnen in den jeweiligen Farben der Städte zu sehen sein.

Wieder flötet der Conferencier: „Schockfarben markieren den modischen Trend in diesem Jahr. Bitte, sehen Sie, meine Herrschaften: Moosgrün der Mann, strahlgelb das Mädchen. Zur mitternachtsblauen Hose der schockrosa Anorak."

Schockrosa und strahlgelb – auf diesen modischen Trend haben wir doch nicht erst in diesem Jahr gesetzt. Wenn man sich zum Beispiel



Modischer Handschuh, zu tragen bei der Behauptung: „Wir strecken dem Osten unsere Hand entgegen!"

---

[1] „Stuttgarter Zeitung", 23. 3. 1967.
[2] Beiwerk.
[3] „Frankfurter Rundschau", 21. 3. 1967.
[4] die stärkste, unter Luftwaffenkommando stehende operativ-taktische Rakete der Bundeswehr mit einer Reichweite von 800 km.
[5] Divisionsartillerierakete



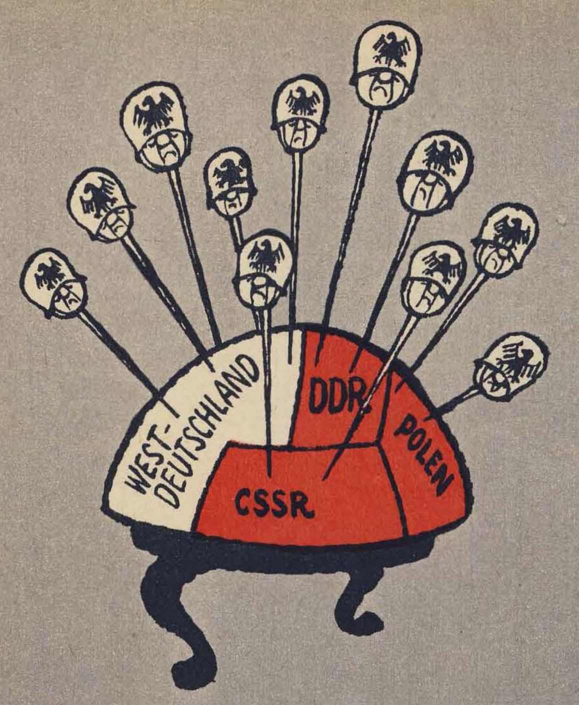
Modell „Notstand"

Zeichnungen: Klaus Arndt

den Himmel über Leningrad nach dem Abwurf einer Atombombe durch einen Starfighter der westdeutschen Luftwaffe vorstellt ...
Was ist denn der Modeschöpfer Charles Ritter, dessen Kreationen hier in Ponterisina vorgeführt werden, gegen den Atom-Coutourier Kahn, gegen den „Erfinder" der Eskalation Professor Hermann Kahn vom New Yorker Hudson-Institut. Der hat der NATO-Generalität ein Eskalations-Abplätt-Muster mit 44 Stufen bis hin zum Einsatz des ganzen ABC-Waffenarsenals angeboten. Anwesende Bundeswehr-Offiziere waren begeistert, als Kahn im Herbst vorigen Jahres im Hamburger „Haus Rissen" Angriffs-Modellkonfektion bester Qualität für alle Aggressionsformen seminarmäßig anbot, in Form von „Krisen-Szenarios."
Warum alle Kahn-Szenarios in Deutschland beginnen? Die Kahnsche Antwort: „Vor allem deshalb, weil eine deutsche Krise am leichtesten zu erklären ist."
Dieser Rock, der da soeben über den Laufsteg wandelt! Raffiniert geschlitzt wie der neue Zuschnitt unserer Ostpolitik. Neue Form, alter Inhalt, und das Ganze geschickt verkauft, Exportqualität. Nur, daß sie uns vom Osten nicht abgenommen wird. Dem scheint unsere Kollektion zu bekannt, und auch von den neuen Farben lassen sie sich nicht blenden, zumal Franz Josef Strauß ja auch glaubhaft versichert hat, daß er nur noch einen Fall Rot kennen würde.
Ist denn die Show noch nicht zu Ende? Verstohlen blickt der Kriegsminister zur Uhr. Gibt ja Wichtigeres als die Kollektion von Charles Ritter. Was sagte der da? „Modisch sein, heißt mit der Zeit gehen!"
Was meint der denn, wie wir unsere „Pershing", „Sergeant" und „Honest John" modisch ausstaffieren wollen. Fehlt nur noch das Pünktchen, das Dingchen, aufs I, der Atomsprengkopf. Haben ja nur auf eigenem Gebiet auf die Eigenproduktion der Dinger verzichtet. War ein bißchen offenherzig, „Die Welt", als sie am 3. 3. 1967 den Kleiderkoffer aufschloß: „An den bisherigen (west)deutschen Verzichtserklärungen ist besonders interessant, welche Möglichkeiten im Bereich der atomaren Rüstung sie theoretisch offenlassen. Der Produktionsverzicht aus dem Vertrag über die westeuropäische Union bezieht sich nur auf das Gebiet der Bundesrepublik. Auf Erwerb und Verfügungsgewalt hat die Bundesrepublik im WEU-Vertrag ebensowenig verzichtet wie auf eine Produktion deutscher Atomwaffen außerhalb ihres Territoriums."
Man denke an Südafrika, wo Siemens Reaktoren baut. Sind auch im Inland nicht faul geblieben, haben immerhin schon Uran für 25 Atombomben gehortet. Kommt Zeit, kommt Rat, und auch der Augenblick, wo am Schaltkasten der „Sergeant" mehr dran hängt als eine Rakete mit Zementsprengkopf.
Was wird da gerade über den Laufsteg geschwenkt? Tatsächlich, Papierkleider, sozusagen die Pappkameraden der Konfektion. Sage einer, daß aus Pappe nichts zu machen wäre. Mit Pappe haben ja auch mal ganze Panzerdivisionen angefangen, zu Zeiten der Reichswehr. Kraftfahrzeuge ausstaffiert mit Panzerkarossen aus Pappe und dann hinein in die Übung. Was dann später nach Polen und Frankreich hineinrollte, war nicht mehr von Pappe, das waren die Panzer I, II, III und IV. Da wurde – laut Guderian[6] – nicht mehr geklekkert, sondern geklotzt.
Und wer sagt, daß Pappkameraden dieser Art heute nicht mehr modern seien? Da ist mehr dran als ein Pappenstiel: „Daß dem (west)deutschen Heer der Besitz kleinkalibriger atomarer Gefechtsfeldwaffen verboten ist, sollte nicht davon abhalten, solche aus Pappe herzustellen ... Wer wartet, bis das technische Mittel vollkommen ausgereift ist, oder meint, es nicht bezahlen zu können, der hat nicht den Wagemut der deutschen Generale, die Truppen mit Papp-Panzern üben ließen und in Verband-Typen arbeiteten, die erst zehn Jahre später verwirklicht werden konnten."[7]
Die Generale wußten, was später zusammen-

---

[6] General der Wehrmacht.
[7] Wehrkunde.

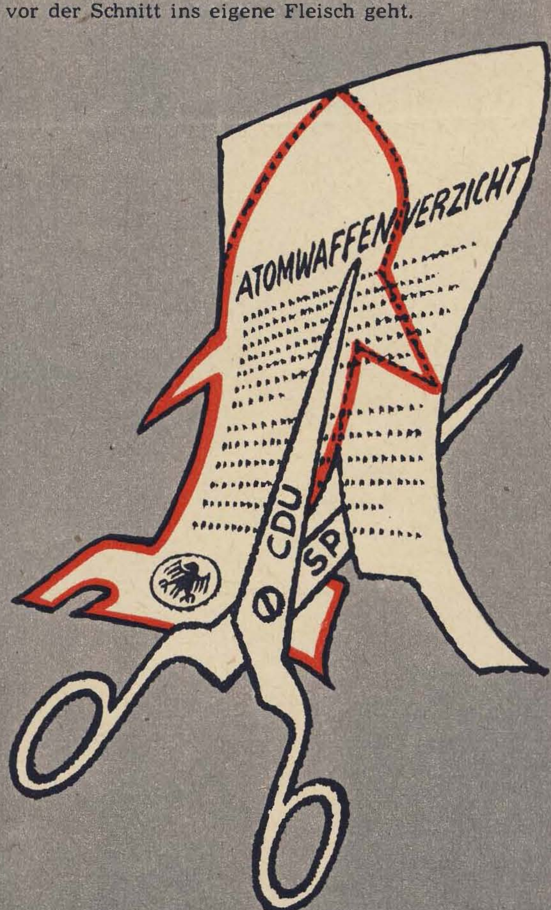


Ein Traummodell; ausgedacht von und für alle, die nicht nur einen Stich haben

bestimmt dort die atomare Zielplanung mit und ist in soviel Geheimnisse eingeweiht, daß er sie angeblich nicht einmal seinen Vorgesetzten in der Bundeswehr mitteilen darf. Als ob es keine Mode-Spionage gäbe, ausgeübt von gewieften Praktikern, die mit Luchsaugen und Kameras jedes modische Detail erspähen und die Kollektion des eigenen Hauses bereichern.
Während Kriegsminister Schröder längst wieder die Bonner militärpolitische Mode-Linie aufzeichnet, kurz und kürzer, wobei die Absichten oft immer unverhüllter herausscheinen wie ein Oberschenkel aus einem Minirock Größe 40 des Düsseldorfer Hauses Chiwitt;
während die Besucher der Montrealer Weltausstellung unter dem Plast-Baldachin des Größenwahns wandeln,
zeigte der VII. Parteitag der SED, wer wirklich das Modell des künftigen Europa entwirft, das zu zwei Dritteln schon sozialistisch ist. Sie können schneidern in Bonn, was sie wollen, und auf dem Donnerberg atomare Eleganz und revanchistische Linie präsentieren – für sie gilt eine Parole: Zweimal abgeschnitten und immer noch zu kurz, und höchste Zeit einzuhalten, bevor der Schnitt ins eigene Fleisch geht.

paßte ... nanu, ist denn die Modenschau noch nicht zu Ende? Ach so, noch eine Werbung für die Gentleman-Schule in Hamburg, wo man für 300 Mark in drei Monaten unter anderem beigebracht bekommt, welcher Hut zum Frack und welche Socken zum Sportanzug getragen werden müssen. Solche Modefanatiker. Da lobe ich mir doch den Fanatismus vom Donnerberg.
„Wir beobachteten ein paar Dutzend Soldaten, die diese Übungen zu absolvieren hatten, ihre Gruppenführer, ihre Offiziere. Harte Kriegertypen, redegewandte Techniker, schwärmerische Bewunderer dieses Handwerks, sachliche Kritiker ... Mittendrin aber hantierten die jungen Männer, die in Texas gewesen sind. Das Auge sah klar, das Hirn arbeitete schnell und ohne sich von dem Wissen um die ungeheuren technischen Zusammenhänge verwirren zu lassen, die Hand gehorchte sicher allen Impulsen.“[8]
Impulse zucken auch in der 15. Kompanie des Luftwaffenausbildungsregiments Westendorf, wo das „Fliegerlied“ der „Legion Condor“ auf dienstlichen Befehl gesungen wird, Text am Schwarzen Brett einzusehen: „Wir flogen jenseits der Grenzen, mit Bomben gegen den Feind.“ Oder: „Die Roten, sie wurden geschlagen, im Angriff bei Tag und bei Nacht.“
Bundeswehr-Lied-Mode 1967, nicht traumhaft, aber auch nicht nur ein Alptraum, ein alter Hut zur neuen Linie zurechtgemacht. Sitzt doch auch der Luftwaffen-Oberst Heinz Schumacher als Verbindungsoffizier beim Strategischen Bomberkommando der USA in Omaha-Nebraska,

[8] „Rheinischer Merkur“ vom 18. 9. 1964.



Große Koalition (Schnittmuster)



Einer sagt nein

Eine Erzählung
von Rolf-Peter Bernhard



lso, alles klar", sagt Leutnant Tomaschewski. „Bis morgen früh um zehn haben Sie Zeit. Aber dann liegen mir die Verpflichtungen auf dem Schreibtisch." Die Unteroffiziere nicken, der Zugführer klappt sein Merkbuch zu. Damit ist die Besprechung zu Ende.
„Verdammt wenig Zeit", stöhnt Unteroffizier Rosentreter. Er ist der jüngste Gruppenführer, vor vierzehn Tagen von der Schule gekommen.
„Alles halb so wild", beruhigt ihn Unterfeldwebel Österreich. „In drei Stunden ist man damit doch fertig."
„In drei Stunden?"
Österreich nickt.
„Nun übertreiben Sie aber, Genosse Unterfeldwebel." – „Wieso? Über den allgemeinen Leistungsstand deiner Genossen bist du doch schon informiert. Na, also, dann ist doch alles klar." – „Alles klar, alles klar ..." Rosentreter zuckt die Schultern.
„Mann, die Sache ist doch ganz einfach. Von den Leistungen leitest du einfach die Verpflichtungen ab."
„Ich?"
„Na, dachtest du vielleicht, alle Soldaten kommen sofort von allein darauf? Du mußt ihnen die Sachen schon etwas in den Mund legen ..."

„So, Karnatz, fangen wir mal an. Verpflichtung zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution. Bestenabzeichen ist klar, nicht?"
„Werd's wohl schaffen", brummelt der Soldat. „Die anderen machen es doch auch?"
„Natürlich", meint Unterfeldwebel Österreich. „Wie stehen Sie in Polit?" – „Ganz gut."
„Schreiben wir: Gute Leistungen in der politischen Schulung. – Abzeichen ‚Für gutes Wissen'?" Soldat Karnatz wiegt den Kopf.
„Na, wenn Sie sich Silber nicht zutrauen, schreiben wir eben Bronze. Einverstanden?"
„Meinetwegen."
Zehn Minuten später spricht der Gruppenführer mit dem Gefreiten Lewerenz.
„Was schreiben wir?" fragt Österreich. „Polit, Schießausbildung, Schutzausbildung – gute Leistungen. Einverstanden?"
„Im Schießen würde ich wohl auch die Note Eins schaffen. Viel hat ja neulich nicht mehr daran gefehlt", wirft der Gefreite ein.
„Gut, wenn nicht mehr viel gefehlt hat ..." Und der Feldwebel kritzelt das Wörtchen „sehr" vor die guten Leistungen. „Aber Schützenschnur ist doch nicht drin, was?"
„Ich weiß nicht. Nun ja, ein bißchen Training und dann ..."
„Ach, lassen wir das lieber. Das ist zu unsicher", beeilt sich Gerd Österreich zu sagen. „Lieber was in petto haben, als Schiffbruch erleiden."
Zehn Minuten später spricht der Gruppenführer mit dem nächsten Soldaten.
In drei Stunden läßt sich vieles schaffen.

„Dreh dich nicht um, der spitze Bleistift geht um", ulkt Lewerenz. „Verpflichtungsrummel. Österreich wetzt wie ein Dackel durch die Unterkunft." – „Verpflichtungsrummel? Jugendfreund, wie sprichst du?" Wolfgang Ott setzt eine betont ernste Miene auf.
„Na, was ist es denn sonst? Dieses machst du doch, jenes machst du doch; das schaffst du, das schaffst du wohl nicht ..." Werner Lewerenz winkt ab. „Ich würde mir die Schützenschnur schon zutrauen; allerdings, garantieren kann ich nicht dafür, daß ich die Bedingungen schaffe ..."
„Na, bitte."
„Österreich hat's nicht aufgeschrieben. Bei ihm muß alles mit Gewähr sein. Das ist auch eine Ansicht."
„Du, da würde ich einfach nicht mitmachen."
Werner Lewerenz schaut auf.
„Was? Du würdest nicht mitmachen?"
„Nein. Mich nur für den Berichtsbogen verpflichten? Für Sachen, die ich längst schon geschafft habe, die selbstverständlich sind?"
„Wolfgang, du legst dich doch auch nicht mit Österreich an. In solchen Sachen versteht er eben keinen Spaß."
„Ach, ich soll vielleicht die Schnauze halten? Ha, die Ruhe ist dem Menschen heilig ..."
Wolfgang Ott schüttelt den Kopf. „Jeder kämpft doch um ein Ziel. Ein Sprinter um zwei Zehntelsekunden, ein Hauer um sechs Meter Vortrieb, ein Student um eine bessere Zensur. Und ich soll hier ... Nein, Werner. Bei mir nicht. Das mache ich nicht mit."
„Ich glaube noch nicht daran, was du da sagst."
„Bleib doch hier, dann kannst du es miterleben, Österreich wird schon kommen."

„So, jetzt nur noch der Ott, und die Maßnahme ist klar", stellt Gerd Österreich fest. „Ott macht die wenigsten Schwierigkeiten. Der weiß von allein, was er will."
Wolfgang Ott findet der Gruppenführer im Klub. Er liest ein Buch. „Worauf ruht die Welt", heißt es. Icchokas Meras hat es geschrieben, ein Litauer. „Spannend?" fragt der Unterfeldwebel.
„Diese Romanballade wird man immer wieder lesen, immer wieder."
„Was von Liebe?" – „Nur von Liebe", antwortet Stabsgefreiter Ott.
„Borgst du es mir mal?"
„Natürlich."
„Prima."
Gerd Österreich langt eine Schachtel „Diplom" aus der Tasche. „Rauchst du?" ▶



Das Feuerzeug flammt auf.

„Ich will dich nicht lange stören. Ich brauche bloß deine Verpflichtung zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution.“

„Geht in Ordnung. Ich werde es mir in den nächsten Tagen gründlich durch den Kopf gehen lassen.“ Ruhig und gelassen zieht Wolfgang Ott an der Zigarette.

„Du bist ja spaßig. Jetzt brauche ich sie. Morgen früh muß ich sie Tomaschewski schon auf den Tisch packen. Also, bei dir ist doch alles klar. Polit 'ne glatte Eins. Mehrkampf eine Zwei, Schutz ebenfalls, Schießen ist ja klar. Machst doch die erste Eichel zur Schützenschnur?“ Pausenlos kritzelt der Gruppenführer die Notizbuchseite voll, über der der Name Ott steht. Und der Stabsgefreite läßt ihn ruhig schreiben.

„Sportabzeichen in Gold lassen wir lieber, nicht?“

Wolfgang Ott gibt keine Antwort.

Der Gruppenführer schreibt: Silbernes Sportabzeichen, erster Anhänger.“

„Bestenabzeichen ist ja klar. Das wäre dann dein viertes. Mit der Zeit wirst du seitenlastig“, ulkt Österreich. „So, das wär's. Kurz und schmerzlos.“ Wolfgang Ott drückt die „Diplom“ im Aschenbecher aus.

„Willst du nicht wenigstens eine Unterschrift?“ Gerd Österreich lacht. „Führe ja keine neuen Methoden ein. Zu schreiben gibts sowieso genug.“

„Ja, ja. Auch zu streichen.“

„Was? Ich muß wohl bei dir mal Spindkontrolle machen? Schmeckt denn wenigstens der Brandy?“ Der Gruppenführer steckt das Notizbuch in die Tasche. „Wie ist es mit einer Partie Billard, großer Meister? Ich fordere Revanche.“

„Du, Gerd, ich meine das ernst mit dem Streichen. Meinetwegen kannst du auch die Seite ausreißen. Das ist mir egal.“

Gerd Österreich stutzt.

„Du hast schon richtig gehört. Ich habe mich zu nichts verpflichtet. Du hast mich verpflichtet. Das gilt nicht.“

„Nun mach' aber mal 'n Punkt. Du willst keine Verpflichtung eingehen?“

Der Gruppenführer runzelt die Stirn.

Wolfgang Ott lächelt.

„Das habe ich nicht gesagt, Unterfeld. Ich will mich schon verpflichten, aber real.“

„Aber das ist doch alles real. Das schaffst du doch alles spielend, im Handumdrehen.“

„Das ist es ja eben.“

Ein Soldat tritt an den Tisch.

„Genosse Unterfeldwebel. Sie sollen sofort zum UvD kommen.“



Illustration: Rudolf Grapentin

Gerd Österreich steht auf. „In Ordnung. Und Spaß bei Seite. Ist doch alles klar.“
„Nein. Genosse Unterfeldwebel.“

Was ist bloß in diesen Ott gefahren. Parteimitglied, und dann solch ein Stuß. Sich nicht verpflichten und sich doch verpflichten wollen. Gerd Österreich schüttelt den Kopf.
Das beste wird sein, ich hole ihn mir auf die Stube.
Das hat der Gruppenführer nicht nötig. Wolfgang Ott kommt von allein.
„Was soll das, Gerd? Du kannst doch nicht wie ein wildgewordener Handfeger an einem Abend durch die Unterkünfte rasen und irgendwelche Verpflichtungen einkassieren.“
„Nun mach' mal halblang! Hier, guck dir's an. Das sind doch nicht irgendwelche Verpflichtungen“, verteidigt sich der Gruppenführer.
„Doch sind sie es. Was du da zusammengetragen hast, ist meines Erachtens unnötig.“
„Was quasselst du da!“ braust Gerd Österreich auf.
„Bleib doch ruhig. Reg dich ab.“
„Was willst du eigentlich? Der Zugführer hat den Termin vom Kompaniechef, und der hat ihn wieder vom Bataillоner. An einem Abend kann ich nicht von jedem einen Schönschriftzettel für die Wandzeitung verlangen.“
„Das würde auch an allem nichts ändern. Um eine Verpflichtung muß man doch kämpfen. Wenn sie schon quasi erfüllt ist, bevor man sie eingeht – wem nützt das? Der Statistik, dem Bericht. Lewerenz hat mir erzählt, du hast ihm abgeraten, die Schützenschnur zu machen. Warum?“
„Warum? Warum? Du weißt doch ...“ Gerd Österreich winkt ab.
„Was weiß ich? Ich weiß, daß Lewerenz noch nicht so sicher ist wie ich. Aber das macht doch nichts. Ich würde ihm helfen, ihm und Peters und Michaelis.“
„Könntest du garantieren?“
Wolfgang Ott lächelt.
„Was bist du bloß für ein Mensch? Immer gehst du nur auf Nummer Sicher. Natürlich kann ich nicht garantieren. Aber es paßt mir nicht, daß die Hälfte der Gruppe miserable Schützen sind, weil sie sich keine Mühe geben und denken, beim Gefechtsschießen bekämpft ja das Kollektiv die Ziele. Warum sich also groß anstrengen?“
„So wird's immer sein ...“
„Nein. Es ist unsere Pflicht, deine wie meine, jeden Genossen zum guten Schützen zu machen. Schreibe auf, daß ich mich verpflichte, den beiden zu helfen. Und halte fest, daß ich das Sportabzeichen in Gold mache. Ich weiß, daß ich immer noch nicht richtig die Kugel stoßen kann. Aber ich werde trainieren.“
„Meinetwegen“, gibt Gerd Österreich nach. „Aber ... In welcher Rubrik bring' ich dieses mit dem Schießen unter? Wie soll das später abgerechnet werden?“
Unwillig schüttelt Wolfgang Ott den Kopf.
„Das wird sich doch auszahlen, für Lewerenz, Peters, Michaelis.“
„Du machst einem Arbeit! Himmelherrgott!“ knurrt Gerd Österreich.
„Aber er hat recht“, mischt sich Unteroffizier Rosentreter ein. „Was sollen wir damit, wenn sich ein Genosse auf das Abzeichen ‚Für gutes Wissen‘ in Gold vorbereitet und sich dann auch noch verpflichtet, gute Leistungen in der politischen Schulung zu bringen? Das ist dann doch eine Selbstverständlichkeit.“
„Alles schön und gut ...“ murmelt Gerd Österreich vor sich hin. „Bloß, wie das schaffen?“
„Einfach wird es nicht gerade sein. Was tut's. Wir werden darum kämpfen. Ehrlich“, sagt Wolfgang Ott.

‚Das ist ja ein Ding!“ Leutnant Tomaschewski haut mit der Faust auf den Tisch, daß der Blumentopf im Untersatz klappert.
„Unterfeldwebel Österreich! Unterfeldwebel Österreich!“
„Setzen Sie sich.“
Der Leutnant geht im Raum auf und ab.
„Sagen Sie mal, wie kommen Sie zu diesen Verpflichtungen? Hier – jeder Genosse will in der Gefechtsausbildung die Note 2 erreichen und zur Verbesserung der Ausbildungsbasis 10 freiwillige Arbeitsstunden leisten. Sieben Genossen wollen das Schwimmabzeichen erwerben, oder – jeder Soldat erreicht in der Schießausbildung die Note Gut?“ ▶

„Ich... ich habe ja gleich..." stottert Gerd Österreich.
„Was haben Sie gleich?" Leutnant Tomaschewski sieht dem Gruppenführer unentwegt in die Augen. „Seien Sie ehrlich."
„Ich habe mich ja, na, gewehrt habe ich mich nicht..."
„Das hätte ich Ihnen auch nicht geraten. Na, wer ist der Initiator? Stabsgefreiter Ott?"
„Jawohl, Genosse Leutnant. Er war es", antwortet Unterfeldwebel Österreich erleichtert.
„Na, das konnte ich mir ja auch denken. Holen Sie den Mann." – „Zu Befehl."

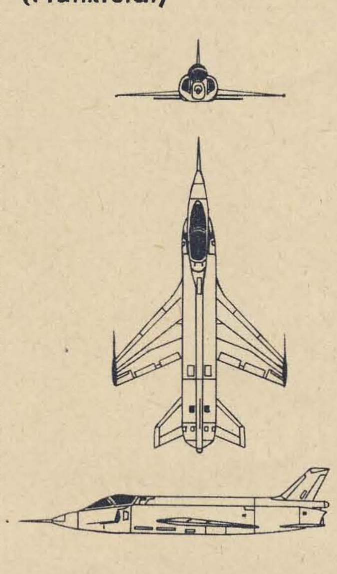
Drei Tage später steht es an der Wandzeitung der FDJ-Gruppe: Die 5. Gruppe ruft zum Wettbewerb innerhalb des Zuges, der 2. Zug ruft zum Wettbewerb der Kompanie.
„Da hast du ja ein ganz schönes Faß aufgemacht. Vor allem dieser Konsultationspunkt, der eingerichtet werden soll, damit die Kollektive Erfahrungen austauschen."
„Das ist Leutnant Tomaschewskis Idee", erklärt Wolfgang Ott schmunzelnd.
„Und dann die Patenschaften über die neu hinzugekommenen Soldaten. Sie sollen in kurzer Zeit das Ausbildungsniveau der ‚alten Hasen' erreichen, und die gegenseitige Ersetzbarkeit soll gesichert sein." Unterfeldwebel Österreich kratzt sich den Kopf. „Wie sollen wir das bloß verkraften!"
„Streich' dir einen Ausgang, Gerd", ulkt der Stabsgefreite. „Übrigens, es ist ja eine freiwillige Sache."
„Freiwillig, freiwillig", wehrt Österreich ab. „Ich möchte mal Tomaschewski sehen, wenn die Gruppenführer nicht mitmachen."
„Wieso?"
Österreich und Ott fahren herum. Hinter ihnen steht der Zugführer; ein verschmitztes Lächeln spielt um seine Mundwinkel.
„Sie brauchen nicht mitzumachen, Genosse Österreich. Nur – Sie hemmen sich dann selbst in Ihrer Entwicklung."
„Ist klar, Genosse Leutnant."
Tomaschewski schüttelt den Kopf.
„Ganz so klar ist das wohl noch nicht. Sie dürfen nicht gar zu voreilig sein, Genosse. Übrigens, helfen Sie mir lieber, daß ich mir dieses ‚alles klar' abgewöhne. Es ist eine dumme Angewohnheit. Eine Bequemlichkeit."
Dann geht der Zugführer weiter.
„Ist dir das klar?" Gerd Österreich schüttelt den Kopf.
„Alles klar", antwortet Wolfgang Ott und schmunzelt. „Wenn wir auch der 2. Zug sind und bleiben, so müssen wir deshalb nicht der mittlere sein."
„Na, wir werden uns schon anstrengen. Spielen wir jetzt 'ne Partie Billard?"
Ein paar Minuten später treibt der rote Ball die weißen.
„Mit dir zu spielen, lohnt sich beinahe nicht", jammert Österreich, „du gewinnst aber auch immer."
„Stöhn' nicht. Kämpf' lieber."

ARMEE-RUNDSCHAU 7/1967

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE JAGDBOMBER

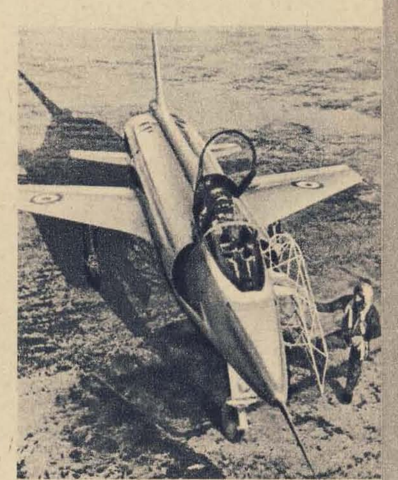
Breguet 1100 „Taon" (Frankreich)



Taktisch-technische Daten

Flugmasse max.	6000 kg
Spannweite	7,80 m
Länge	12,60 m
Höhe	4,35 m
Höchstgeschwindigk.	1150 km/h
Flugweite	1200 km, im Tiefflug 700 km
Gipfelhöhe	15 250 m
Triebwerk	2 Turb. Turbomeca „Cabizo" je 1100 kp Schub
Bewaffnung	4 MG oder 2 Masch.-Kanonen, takt. Kernwaffen, Napalmtanks
Besatzung	1 Mann

Die 1100 „Taon" ist die Weiterentwicklung der 1001 „Taon", die auf Grund der NATO-Ausschreibung für einen Leichtbau-Jabo entwickelt wurde und der Fiat G 91 unterlegen war. Das Flugzeug wurde in Wabenbauweise und unter Einsatz des Metallklebens gefertigt, kam jedoch aus dem Stadium des Prototyps nicht heraus.



ARMEE-RUNDSCHAU 7/1967

TYPENBLATT

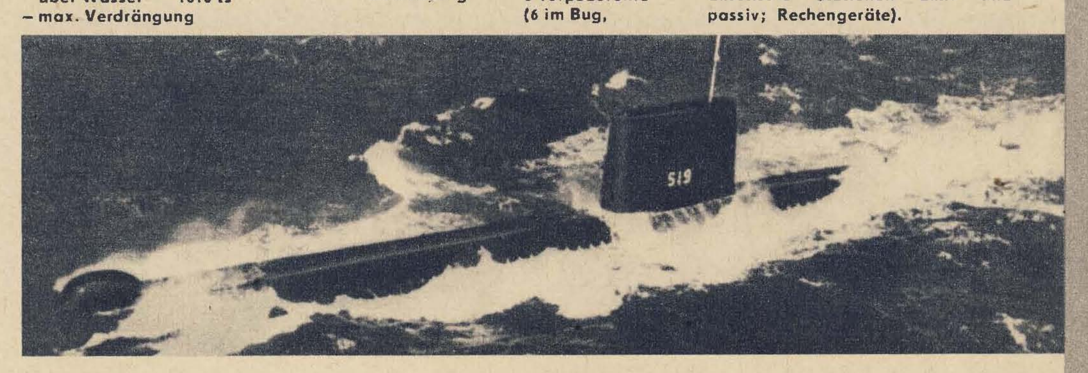
NATO-SCHIFFE U-BOOTE

U-Boot Typ Oberon (England)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typverdrängung über Wasser	1610 ts
– max. Verdrängung über Wasser	2030 ts
– max. Verdrängung unter Wasser	2410 ts
Länge	90 m
Breite	8,1 m
Tiefgang	5,5 m
Höchstgeschwindigkeit	
– über Wasser	20 sm/h
– unter Wasser	15 sm/h
Tauchtiefe	etwa 150 m
Bewaffnung	8 Torpedorohre (6 im Bug, 2 im Heck); 16 Grundminen
Antrieb	Dieselmotoren + Elektro

Der Typ Oberon – 1959 bis 1964 gebaut – ist der letzte Typ mit herkömmlichem Antrieb. Die Oberon-U-Boote sind mit zahlreichen elektronischen Geräten ausgerüstet (Fu-Meß; Fu-Meß-Aufklärung; hydroakustische Stationen aktiv und passiv; Rechengeräte).



TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

MPi 41-Schpagin (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse ohne Magazin	3,9 kg
Kaliber	7,62 mm
Anfangsgeschwindigkeit	490 m/s
Länge	840 mm
Lauflänge	270 mm
Länge d. Visierlinie	390 mm
Feuergeschwindigkeit	600 Schuß/min (theoret.) 10 Schuß/min prakt. gezieltes Feuer
Visierreichweite	200 m
Magazin	Trommel 71 Schuß
Feuerarten	E.- und D.-Feuer
Patrone	Pistolenpatrone
Masse der Patrone	10,7 g

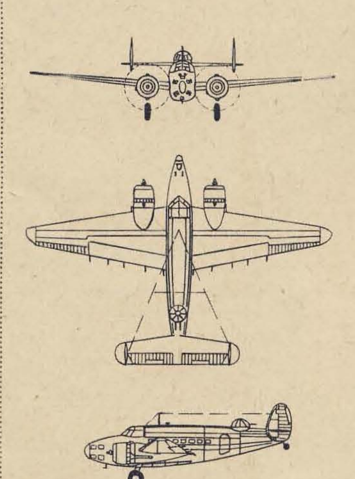
Die MPi 41 war die Hauptbewaffnung der sowjetischen mot. Schützen ab 1941. Ihr besonderes Kennzeichen war die geringe Störanfälligkeit. Die Waffe war eine Weiterentwicklung der sowjetischen Modelle 34/38 und 40. Sie wurde nach 1945 als Einheits-MPi in den sozialistischen Streitkräften noch genutzt.

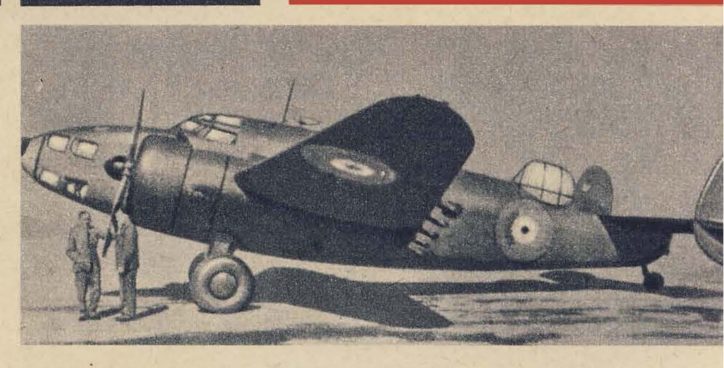
ARMEE-RUNDSCHAU
7/1967

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Kampfflugzeug Lockheed „Hudson" (USA)





Taktisch-technische Daten:

Startmasse:	7940 kg
Spannweite:	19,95 m
Länge:	13,50 m
Höhe:	3,35 m
Geschwindigkeit:	396 km/h
Steigleistung:	366 m/min
Gipfelhöhe:	6700 m
Reichweite:	3450 km
Bewaffnung:	2 starre MG; 3 bewegliche MG; 1000 kg Bomben
Triebwerk:	2 Sternmotore Pratt u. Whitney „Twin Wasp", je 1200 PS
Besatzung:	4 Mann

Die „Hudson" wurde hauptsächlich in der Royal Air Force zum Einsatz gebracht, wo sie als Seeüberwachungsflugzeug eingesetzt wurde.



QUERSCHÜSSE



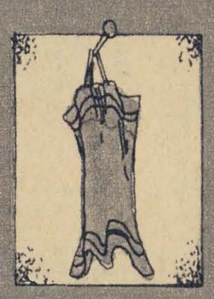
„Genosse Hauptmann, Unteroffizier vom Dienst – Gefreiter Schulz. Während meines Dienstes keine besonderen Vorkommnisse. Nur beim Wecken war der Genosse Regimentskommandeur hier!“
Der Kompaniechef ahnt Unheilvolles: „Der Genosse Regimentskommandeur? Und da sagen Sie, kein besonderer Vorfall? Was hat er gesagt?“
Der UvD freudestrahlend: „Genosse Hauptmann, gar nichts. Er hat nur einmal tief Luft geholt, drehte sich um und ging davon.“



Oberleutnant M. steht im Flur vor der Wandzeitung. Vertieft ins Lesen, hat er die Hände in den Hosentaschen vergraben. Hinter ihm steht der Soldat S. und wärmt sich ebenso die Hände. Er ist einsachtzig groß und breitschultrig, deshalb verdeckt er den Offizier. Der UvD, ein Soldat, sieht von seinem Platz aus die lässige Haltung des S. und brüllt: „He, bei dir liegt wohl die Disziplin völlig am Boden?! Kannst ruhig die Hände aus den Taschen nehmen!“
Oberleutnant M. wendet sich erstaunt und etwas verlegen um und knurrt verstimmt: „Sie haben zwar recht, aber deswegen ist es Ihnen noch lange nicht erlaubt, Offiziere einfach zu duzen.“



Ein Redakteur des Soldatenmagazins interviewte einen Soldaten: „Sind Sie mit dem Essen bei der Armee zufrieden?“
„Ja.“
„Sind Sie Ihrem Mädchen treu?“
„Hundertprozentig.“
„Sind Sie mit Ihren Vorgesetzten zufrieden?“
„Ich kann mich nicht beklagen.“
„Trinken Sie Alkohol?“
„Keinen Tropfen.“
„Rauchen Sie?“
„Nein.“
„Sie besitzen hervorragende Eigenschaften! Haben Sie sich diese bei der Armee angeeignet?“
„Ja!“
„Haben Sie sonst noch bemerkenswerte Eigenschaften?“
„Nein, ich trage nur ab und zu gern auf.“



„Als ich von der Unteroffiziersschule kam, lief es ganz gut. Aber jetzt? Die Soldaten sind vorlaut und haben keinen Respekt.“
„Das kann ich nicht sagen. Ich komme mit meiner Besatzung gut aus.“
„Du hast auch prima Leute.“
„Na hör' mal, dein Ladeschütze, der Weinberg, ist doch nicht schlecht?!“
„Was? Der? Du müßtest mal hören, was der so vom Sta-

pel läßt. Gestern krebst der Weinberg im Panzer rum und steht mir im Weg. Ich sage zu ihm: ‚Nun machen Sie aber mal die Mücke, Sie schmales Handtuch.' Da pflaumt der mich an: ‚Sie könnten mal was für Ihre gute Erziehung tun.' "



Es geschah bei einer Reserveübung. Ziemlich fertig kam man vom Übungsgelände zurück. Alles strebte, so gut es noch ging, der Unterkunft zu. So saß auch Heinz mit seinen Stubenkameraden ausgepumpt im Zimmer. Heinz hatte an diesem Tage Stubendienst. Plötzlich, es klang wie verzweifelt: „Keinen Schlag mache ich mehr heute zum Stubendienst!"
Es war soweit. Gespannt lagen die drei Stubengenossen im Bett. Heinz meldete in der besten Haltung des Tages: „Stube 27 belegt mit vier Soldaten, Stube w e d e r gereinigt n o c h gelüftet. Alle anwesend."
Ein Blick, ein ‚Danke' des Unteroffiziers und draußen war er.
Tobendes Gelächter. Plötzlich öffnet sich die Tür und der Unteroffizier kommt wieder herein und sagt lächelnd: „Also, Ihren Trick habe ich anerkannt. Aber daß Sie mich für so doof halten, daß ich es nicht merke, das nehme ich übel. Sofort Stubendienst nachholen!"



Im Kompanieklub sitzen vier Soldaten während des Selbststudiums an einem Tisch und dreschen einen Skat. Unter dem Tisch liegen Zeitungen und Studienmaterialien. Plötzlich hören sie Schritte. „Los, Karten weg!" Alle nehmen die Zeitungen zur Hand.
„Na? Was macht die Zwölfklassenstube?"
„Wir studieren! Genosse Oberleutnant."
„Sehr gut. Na ja, morgen abend wird dann auch mal ein Skatabend gestartet, mal was anderes. Aber bevor ich die Stube betrat, hat das doch immer so geklopft? Was war denn das?"

Illustrationen:
Horst Bartsch

„Das war ich, Genosse Oberleutnant! Ich habe den Genossen gezeigt: (dabei klopft er auf eine Stelle in der Zeitung) Dieser Abschnitt hier ist besonders wichtig."



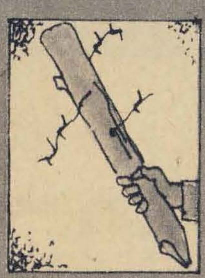
Stuben- und Spindappell. „Sie kommen immer mehr auf die schiefe Bahn", sagte der Hauptfeldwebel zu einem Soldaten. Dieser warf sich in die Brust. „Ich habe noch nie etwas Unmoralisches getan!" — „Schon gut", erwiderte der Hauptfeldwebel, „nur die Absätze Ihrer Ausgangsschuhe sollten Sie wieder einmal besohlen lassen."



Zum drittenmal zog der Soldat Dachsberger am Abzug, ohne daß ein Schuß brach. „Das Rucken hat keinen Zweck", rief der Unteroffizier Wachsenberger, „das ist ein Versager."
„Das kann man nicht wissen", rief der Soldat zurück, „das war unsere Kuh auch, und trotzdem hat sie gekalbt."



„Stimmt das, ich habe heute gelesen, daß man mit Infrarot alles sehen kann", fragte das Mädchen den Soldaten beim Tanz. — „Ja, das stimmt!" — „Auch durch den ganzen Wald bei der Kaserne?" bohrte sie weiter. „Ja, auch das!" — „Dann gehen wir heute lieber zu mir", antwortete sie.



Leutnant I. ist in die Reserve versetzt worden. Mit dem Kaderleiter und dem Werkleiter eines Großbetriebes bespricht er seine Einstellung. Laut Förderungsverordnung stehen ihm bestimmte Rechte zu. Als leiser Wink mit dem Zaunpfahl betont denn auch der Genosse I.: „Vergessen Sie bitte nicht, ich bin Leutnant der Reserve!"
Da sagt der Werkleiter lächelnd: „Das trifft sich gut, ich bin Oberst der Reserve."



Die große Sehnsucht: einen Panzer fahren.



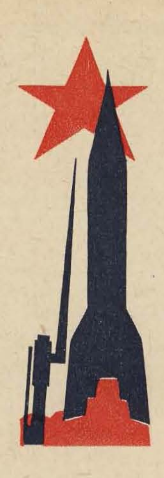
Motorenkunde ist ein Hauptfach.

Meister fallen nicht vom Himmel

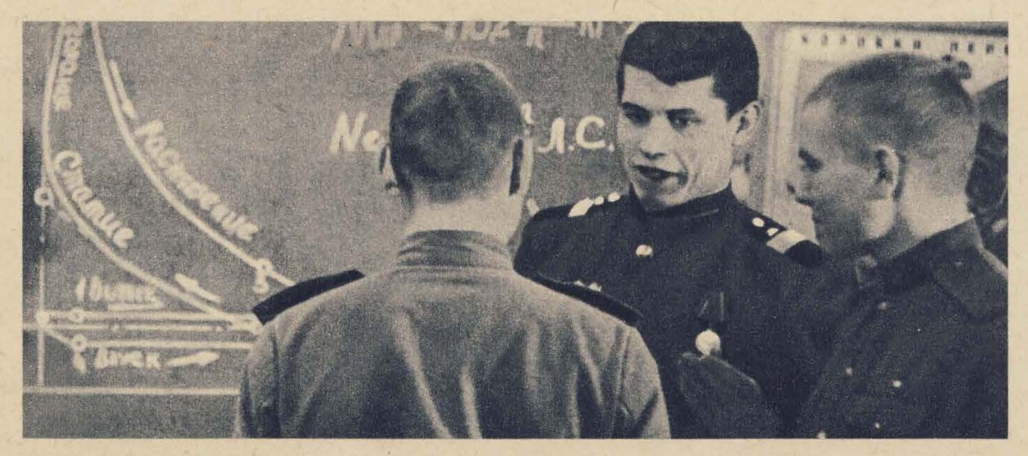
Oberst N. TARATORIN, Moskau

Oberfeldwebel Nikolai Petuchow führt eine Gruppe von Unteroffiziersschülern. Panzerfahrer sollen sie werden. Gute Panzerfahrer!
Die erste Bekanntschaft mit ihrem zukünftigen Soldatenberuf machen die Unteroffiziersschüler im Gelände. Geübte Fahrer zeigen ihnen, wozu so ein Panzerkampfwagen fähig ist. Die jungen Soldaten sehen, wie der stählerne, dreißig Tonnen schwere Koloß – ein Schneegestöber, vermengt mit gefrorenen Erdklumpen hinter sich herwirbelnd – in rasender Fahrt über die Fahrschulstrecke jagt, steile Abhänge emporkriecht, sich gewandt zwischen Pfählen hindurchschlängelt, einen ziemlich engen Durchgang passiert, mit knirschenden Kettengliedern eine Betonwand hinaufsteigt und sicher eine schmale Bahn auf einer anderthalb Meter hohen Erhebung entlangfährt.
Auf dem Panzerschießplatz zeigt man ihnen andere Künste. Ganz hinten am Horizont sind Scheiben aufgestellt. Den übenden Besatzungen genügen ein bis zwei Granaten, um sie zu zertrümmern. Die Schüler nicken anerkennend, und ihr Gruppenführer belehrt sie, daß die Treffgenauigkeit stark vom Panzerfahrer ab-





hängt, davon, wie er den Weg auswählt, durch ruhiges Fahren das Richten erleichtert und wie er das Feuer korrigiert, indem er den Detonationspunkt der Granate beobachtet und dementsprechend die Position des Panzers verändert.
Die jungen Soldaten tauschen lebhaft ihre Eindrücke aus und können es kaum erwarten, bis sie selbst an den Lenkknüppeln sitzen werden, um kühn über den Übungsplatz zu jagen, wie das eben ihre älteren Genossen getan haben.
Nikolai Petuchow hört ihnen zu und lächelt. Auch bei ihm war das so. Doch heute weiß er, daß der Weg bis an die Knüppel gar nicht so einfach ist. Wie waren doch er und seine Kameraden enttäuscht, als sie erst einmal Hefte in die Hand nehmen und sich, statt auf den Fahrersitz eines Panzers, in eine ganz normale Klasse mit einer ganz gewöhnlichen Tafel setzen mußten. Dann wurde gebimst: die Grundlagen der Elektrotechnik und der Mechanik, die Arbeitsprinzipien von Verbrennungsmotoren, die Zusammensetzung und die Eigenschaften von Kraft- und Schmierstoffen.
Die Hälfte der Zeit ging für Überprüfungen der Kenntnisse drauf. Heute geht das schneller. Rationalisatoren konstruierten einen „Repetitor". Er gestattet dem Ausbilder, die Antwort auf eine Frage zu gleicher Zeit bei vierundzwanzig Schülern „abzuhören".
Am Gehäuse dieses Gerätes sind vierundzwanzig Stecksockel angebracht. Zu jedem Sockel gehört ein Stecker mit vier numerierten Buchsen sowie ein Verbindungskontakt. An die Schüler werden Stecker ausgegeben sowie Karten, auf denen eine Frage und vier mögliche Varianten von Antworten aufgedruckt sind. Der Schüler steckt nun den Verbindungskontakt in jene Buchse seines Steckers, deren Nummer mit der auf der Karte gedruckten und nach Meinung des Schülers richtigen Antwort übereinstimmt.
Nach zwei oder drei Minuten sammelt der Ausbilder die Stecker ein. Er steckt sie auf die Sockel seines Prüfpultes. Auf dem Pult leuchtet dann zu jedem Stecker ein Lämpchen auf: rot = sehr gut, grün = gut, blau = genügend, weiß = ungenügend.
Gleichartige Geräte, nur etwas anders konstruiert, benutzen die Schüler während des Selbststudiums zur eigenen Kontrolle.
Die Unteroffiziersschüler haben inzwischen den allgemeinen Aufbau des Panzers kennengelernt. Sie wissen um das Zusammenwirken der wichtigsten Aggregate und Mechanismen. Sie saßen an „Knüppeln". aber noch nicht in einem Panzer, sondern an einem speziellen Trainingsgerät und „fuhren" auf der Übungsstrecke. Diese Übungsstrecke liegt nicht im Gelände, sondern in der Klasse. Auf großen Tafeln und Platten, die sich über die ganze Wand hinziehen, ist ein Teil des Geländes dargestellt, mit Wald, Gebüsch, Sumpf, Schluchten und Erhebungen sowie den verschiedenartigsten künstlichen Hindernissen.
Von der ersten praktischen Unterrichtsstunde an wird den Unteroffiziersschülern die unumstößliche Regel „auf die Seele gebunden": Bis zu einem Hindernis und von ihm weg wird mit Höchstgeschwindigkeit gefahren, das Hin-



Doch grau ist erst mal alle Theorie.

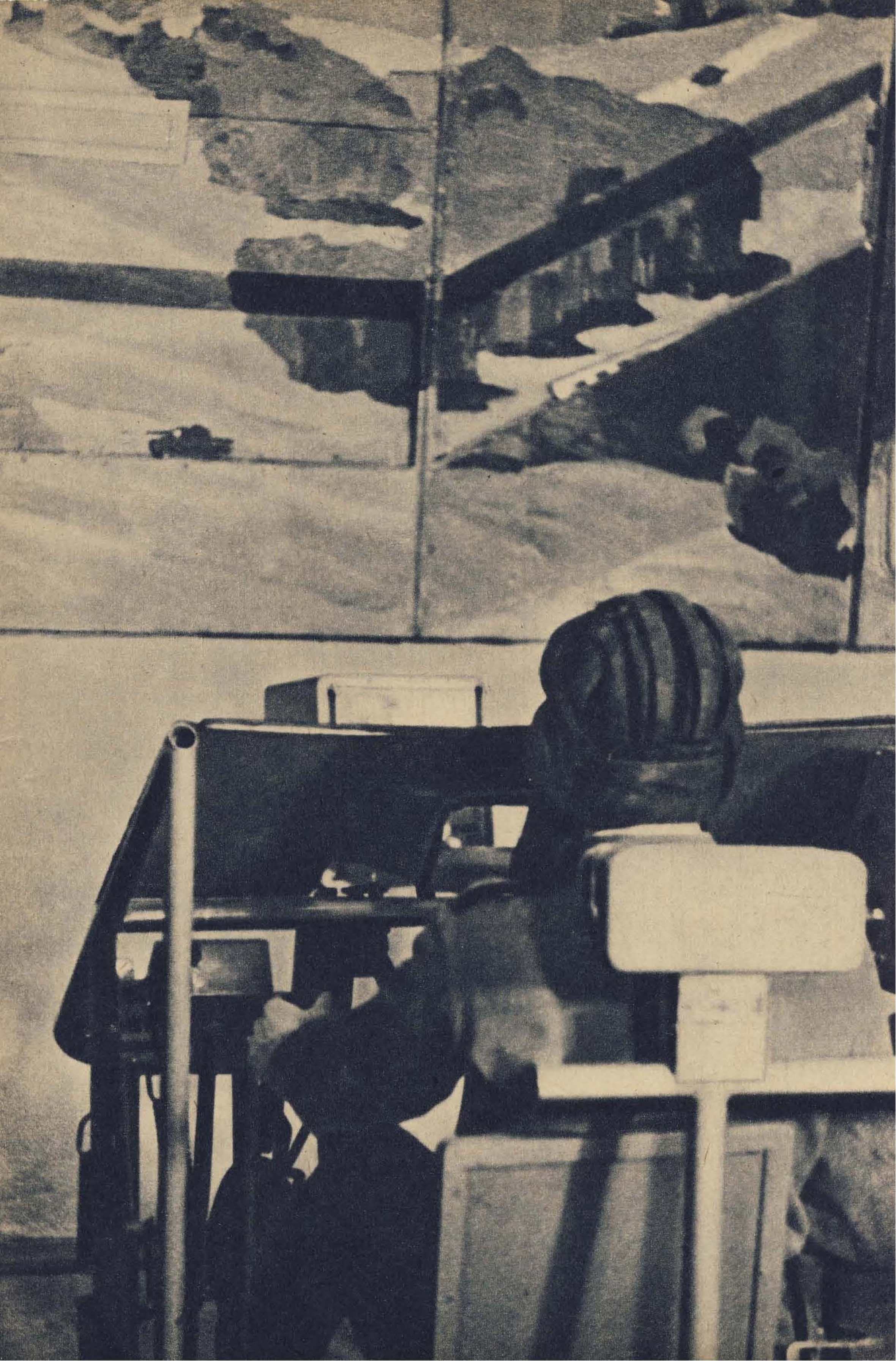
dernis selbst aber wird im niedrigsten Gang überwunden, ruhig und sicher. Immer wieder kommt Oberfeldwebel Petuchow darauf zurück, denn er weiß, so mancher Panzerfahrer findet es besonders schick, eine enge Durchfahrt oder eine begrenzte Fahrspur im fünften Gang zu durchrasen. Auf dem Panzerübungsgelände freilich ist unter den Bedingungen des friedlichen Lernens das Risiko gering. Selbst ein umgerissener Pfeiler oder ein Ausbrechen aus einer vorgeschriebenen Fahrspur ergibt „nur" eine schlechte Note. Aber im Kampf? Im Gefecht kann ein solcher „Virtuose" nicht nur selbst umkommen, sondern er kann auch die gesamte Einheit in eine schwierige Lage bringen.
Auf dem Panzerübungsgelände zertrümmert ein Panzerfahrer, der aus der begrenzten Fahrspur ausbricht, vielleicht einen Pfeiler – auf dem Gefechtsfeld aber kann er auf eine Mine geraten. Er sprengt sich damit selbst in die Luft und entzieht der ganzen Einheit die Möglichkeit, das Minenfeld zu überwinden.
Quer durch ein Miniatur-Übungsgelände bewegt sich ein Panzermodell. Jetzt nähert es sich einem „versumpften Abschnitt". Der Unteroffiziersschüler muß in seinem Trainingssitz real handeln. Er nimmt Gas weg, schaltet einen niedrigeren Gang ein und durchfährt langsam den Sumpf, ohne ihn aufzureißen oder ihn umzuwühlen. Das Panzermodell erreicht wieder festen Grund. Der Schüler schaltet auf einen höheren Gang, gibt mehr Gas und fährt mit höherer Geschwindigkeit weiter. Alle Handlungen des zukünftigen Panzerfahrers werden auf dem Kontrollpult des Ausbilders aufgezeichnet. Ein rotes Lämpchen leuchtet auf. Ein Fehler. Stop! Der Ausbilder befiehlt, diesen Teil der Übung zu wiederholen.

Gleichlaufend mit den ersten Übungen am Trainingsgerät lernen die Schüler, die Panzer aufzutanken, die Luft- und Kraftstoffilter zu reinigen; sie helfen bei Reparaturarbeiten.
Näher und näher rückt nun jener ersehnte Augenblick, an dem sie das erste Mal „richtige" Panzer auf dem Übungsgelände fahren werden. Es reicht aber nicht aus, einen Panzer nur fahren zu lernen, zu lernen, wie man Hindernisse überwindet oder wie ausgedehnte Fahrten auf dem Marsch durchgeführt werden. Man muß auch lernen, wie man mit einem Panzer kämpft. In der Taktik-Klasse lernen die zukünftigen Panzerfahrer am Sandkasten, das Gelände zu „lesen", es nicht nur vom Gesichtspunkt der Befahrbarkeit, sondern auch vom Gesichtspunkt der Taktik und der Regeln der Kampfführung aus zu betrachten.
Von der einfallsreichen Ausnutzung des Geländes hängt manchmal das Leben der gesamten Besatzung ab. Nicht umsonst spielte während des Krieges bei der Klassifizierung eines Panzerfahrers seine Beteiligung an Gefechten die entscheidende Rolle. Beispielsweise wurde der Titel eines Meisterfahrers nach fünfundsechzig Kämpfen verliehen.
Die Unteroffiziersschüler des Genossen Petuchow träumen noch nicht von Meisterehren. Sie erklimmen erst die unterste Sprosse der Leiter, die dorthin führt. Aber auch für sie vergehen viele Tage und Nächte in den Übungsräumen, in den Parks, auf dem Übungsgelände, bis an der Brust des Unteroffiziersschülers das blaue Klassifizierungsabzeichen mit der weißen Ziffer drei prangt, bis der Kommandeur beim feierlichen Appell das graue Büchelchen überreicht – die Berechtigung für einen Panzerfahrer dritter Klasse.



▲ Wissenslücken? Der „Repetitor" bringt sie an den Tag.

Nun ist es beinahe schon wie in einem richtigen Panzer. ▶



Weltraum-Monteure nicht gefragt?

HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen
Astronautischen Gesellschaft

Als der sowjetische Kosmonaut Alexei Leonow am 18. März 1965 den ersten Ausstieg in den Weltraum tat, demontierte er am Schluß seines Freifluges eine außen an „Woß-chod 2" angebrachte automatische Filmkamera, mit der das ganze Ausstiegsmanöver aufgenommen worden war. Mit dieser Demontage leitete Leonow auch den Vorstoß in einen für den Menschen völlig neuen Erfahrungsbereich ein. Es geht darin um die Frage, inwieweit der menschliche Organismus den Anforderungen körperlicher Arbeit während des freien Fluges außerhalb eines Raumflugkörpers gewachsen ist. Obwohl sich die Fachleute selbstverständlich schon lange vorher Gedanken über die verschiedenen Probleme einer Freiflug-Arbeit gemacht und in bioastronautischer und technischer Hinsicht zahlreiche Vorarbeit geleistet hatten, vermochte schließlich doch erst das Experiment endgültige Antworten auf viele Einzelfragen zu liefern.

Beispielsweise konnte zuvor niemand sagen, wie stark der menschliche Organismus allein schon bei einfachen Bewegungsabläufen belastet wird, wie sie im Freiflug zur bloßen „Selbststeuerung" der Fortbewegung bzw. Lageänderung erforderlich werden. Noch weniger klar war darum, welche zusätzlichen Belastungen von bestimmten Tätigkeiten verursacht werden würden, ob die Anzugsysteme in ihren Funktionen (Atemluftkreislauf, Temperaturregelung) ausreichende Umweltbedingungen für den ausgestiegenen Raumfahrer liefern könnten und ganz allgemein, wie lange und mit welcher Intensität der Mensch im Freiflug arbeiten kann. Immerhin hatte man schon vor dem Ausstieg Leonows klar erkannt, daß die Schwierigkeiten nicht nur durch das Schwerelosigkeitsmilieu gegeben sind, sondern vor allem durch den im Freiflug „stützfreien" Zustand des Kosmonauten. Das bei Arbeiten auf der Erde gewohnte und meist unbedingt erforderliche Stützen auf eine mehr oder weniger feste Position entfällt während des Freifluges im Raum.

Die Bedeutung des Schrittes von Leonow lag daher nicht nur darin, erstmalig eine weitere Barriere für den in den Raum hinausstrebenden Menschen überwunden zu haben, sondern auch in dem zum erstenmal geführten Nachweis, daß der Mensch auch im Freiflug in der Lage ist, zumindest in einem bestimmten Rahmen Arbeit zu leisten. Die speziellen Voraussetzungen zu erkunden und physiologisch sowie psychologisch zumutbare Grenzen für derartige Vorhaben abzustecken, konnte nur Anliegen einer weitergehenden Erprobungstechnik sein, wie sie später unter anderem bei den „Gemini"-Einsätzen der USA in das Versuchsprogramm aufgenommen wurde. Sehr aufschlußreich war in diesem Zusammenhang, daß man anfänglich doch offenbar die auftretenden Belastungen zu niedrig eingeschätzt hatte. Drei der vier ausgestiegenen amerikanischen Astronauten (Cernan, Collins und Gordon) hatten mit erheblichen physischen und technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Erst beim letzten Unternehmen dieser Serie (Aldrin) konnten an Hand der vorher gewonnenen Erfahrungen bessere Ergebnisse erzielt werden.

Verschiedentlich schätzte man die Arbeitsfähigkeit des Menschen im Freiflug übertrieben ein, was dann auch zu dem gleichfalls übertriebenen und erfundenen neuen Spezialberuf „Weltraummonteur" führte. Es wird dabei meist viel zu unüberlegt von den auf der Erde geltenden Voraussetzungen und überkommenen Ansichten über den Aufbau größerer technischer Anlagen ausgegangen. Man wird bei entsprechenden Weltraumunternehmen vielmehr danach trachten, durch anderweitige technische Lösungen die Tätigkeit von Menschen außerhalb ihrer Raumflugkörper unbedingt auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Für die geringe Zahl von Tätigkeiten außerhalb des Raumschiffes, die trotz der fortschreitenden Entwicklung schließlich noch verbleiben, wird es keiner speziellen Berufsausbildung bedürfen; man wird sie vielmehr im Prinzip von jedem auf die Teilnahme an einem Raumflug trainierten Besatzungsmitglied ausführen lassen können. Es wird sich dabei überwiegend um Tätigkeiten handeln, bei denen es in erster Linie auf das komplizierte und vorläufig noch von keinem künstlichen System zu leistende Zusammenwirken der speziellen menschlichen Intelligenzfunktionen und der manuellen Geschicklichkeit des Menschen ankommt. Als Beispiele wären zu nennen: Justier- und Zentrierarbeiten an großen Weltraum-Teleskopen und Radiospiegeln, Reparatur und Wartung von Außenbordgeräten bzw. Ausrüstungen unbemannter Raumflugkörper (Meß-, Wetter-, Nachrichtensatelliten usw.).

Wenn man von den Möglichkeiten einer hochgezüchteten Verfahrenstechnik ausgeht, die die Außenbordtätigkeit einzuschränken vermag, dann ergeben sich bemerkenswerte Überlegungen.

So wird man ganz allgemein danach trachten, durch besondere technische Zurüstungen (Haltestangen, Schlaufen usw.) die Bewegungstechnik des Mannes im Raum zu unterstützen, damit dieser eine brauchbare Ausgangsposition für die zu leistende Arbeit einnehmen und einhalten kann. Ohne eine derartige „Stütztechnik" sind verschiedene Arbeiten praktisch überhaupt nicht ausführbar. Nehmen wir als Beispiel das Schlagen mit einem Hammer, wobei dahingestellt bleiben soll, ob die hier erwähnten Arbeitsvorgänge unbedingt erforderlich sein werden. Ohne Stützhilfe würde die Schlagbewegung des Armes zu einer normalerweise nicht zu kompensierenden Reaktionsdrehbewegung des Kosmonauten führen, die jeden Effekt dieser „Arbeit" in Zweifel stellen müßte. Das gleiche gilt dann auch für die Benutzung aller anderen Werkzeuge mit nichtkompensierter Hebelwirkung (z. B. Zangen, Schraubenschlüssel). Da aber Schraubenverbindungen und -sicherungen eine wesentliche Rolle bei dieser Arbeitstechnik spielen werden, hat man schon begonnen, entsprechende drehmomentfreie Werkzeuge zu entwickeln.

Ein beliebtes utopisches Detail der Arbeit im All ist der „Weltraum-Elektroschweißer". Autogenes Schweißen wäre zumindest schon wegen der Minitur-Triebwerkswirkung und anderer Effekte des Schweißbrenners völlig unsinnig. Aber auch das Elektroschweißverfahren dürfte kaum eine Weltraumperspektive haben, da die krassen Umweltbedingungen (Vakuum, Temperatur, Schwerelosigkeit) zu einem Verhalten des Materials führen müßten, das Schweißverbindungen nach den konventionellen Verfahren mit Sicherheit mißlingen lassen würde. Für sperrige Gerüstkonstruktionen wäre weiterhin durch das Fehlen einer festen Einrichtmöglichkeit der zu verbindenden Konstruktionsteile kaum Aussicht auf exakten Zusammenbau gegeben. Sollte es tatsächlich einmal erforderlich sein, derartige Konstruktionen anzuwenden, wird man mit entsprechend vorbereiteten Steck- und passenden Schraubverbindungen einen zweifellos besseren Weg beschreiten. Hermetisch geschlossene Hohlraumwandungen aus metallischen Werkstoffen (Zylinderteile usw.) wird man ebenfalls nicht schweißen, da die Klebetechnik sicher ein geeigneteres Verfahren liefern wird. Diese Auswahl von Beispielen zeigt, daß es notwendig ist, für Montagearbeiten im Weltraum zahlreiche Arbeitstechniken neu zu durchdenken und neue Lösungen zu suchen.



Zeichnung: Hans Räde

Kampf im Getto

Fortsetzung von Seite 62

Sie verteilen sich auf Vorder- und Hintereingänge des Hauses. Antek bittet, in den Keller als erster hineingehen zu dürfen. Mordechai folgt ihm in kurzem Abstand, zusammen mit Elsa und einem anderen Genossen.

Die hören plötzlich Gemurmel, leise Stimmen hinter einer Kellertür. Die Pistole im Anschlag reißt Antek die Tür auf und ruft: „Hände hoch."

Pistolenschüsse. Die ZOB-Leute suchen Dekkung. Im Kerzenlicht sieht man, daß auseinandergenommene deutsche Maschinenpistolen auf dem Tisch liegen, die offenbar geputzt wurden. Drei Zagiew-Männer, hinter Mauervorsprüngen und dicken Säulen des Kellers, lassen ihre Pistolen blitzen und ziehen die Köpfe zurück, wenn mit gleichem Maß geantwortet wird. Ein Gefecht im Dunkeln, die Kerzen sind in der Zugluft erloschen.

Plötzlich reißt einer der Zagiew-Leute eine Tür auf, die nach hinten führt, die beiden andern folgen ihm. Sie versuchen, zu fliehen. Sie werden von den ZOB-Leuten, die das Haus umstellt haben, in Empfang genommen und mit nach hinten gedrehten Armen Mordechai vorgeführt, im Hof des Hauses, dessen Umfriedung von einem Bretterzaun gebildet wird.

„Das ist er", ruft Elsa. „Der rechts ist Kalmowicz."

„Durchsuchen", befiehlt Mordechai. „Er muß einen Passierschein haben. Er war noch vor zwei Stunden drüben."

Antek führt den Befehl aus, während der Verräter jammert: „Rachmunis, Jieden, laßt ab, wir sind doch Chawajrim, Genossen, wir sind doch Kämpfer wie ihr."

Aber Antek hat schon ein Papier aus der Tasche des Verräters gezogen, Mordechai liest laut vor: „Es wird bescheinigt, daß der Inhaber dieses Ausweises Josef Kalmowicz unbehelligt das Getto betreten und verlassen darf. Wehrkreiskommando Warschau, im Auftrag Hauptmann Siebert."

„Was hast du noch zu sagen?" fragt Mordechai, während Kalmowicz am ganzen Körper zittert. „Für wen putzt ihr die Schmeißer[10]? Wer hat euch die Schmeißer gegeben?"

„Die Schmeißer sind von der AK, Konar hat sie geschickt, weil doch das Mädchen bei ihm war mit dem Brief; die Schmeißer sind für euch bestimmt, Rachmunis, Jieden."

„In Konars Brief stand nichts von den Schmeißern. Du lügst."

„Er hat sich anders besonnen, als sie weg war, das müßt ihr doch verstehen, Chawajrim."

Mordechai sieht ihn nachdenklich an.

„Wann kommen die Deutschen? Du weißt etwas, wenn dir dein Leben lieb ist, sag, was du weißt."

„Morgen in aller Frühe kommen sie, so wahr ich lebe. Der Passierschein ist eine Fälschung."

„Und warum habt ihr auf uns geschossen?"

„Wir haben euch im Dunkeln nicht erkannt, wir dachten, ihr seid Gettopolizisten."

„Abführen und erschießen", befiehlt Mordechai.

„Der Passierschein ist echt. Sie sollten uns in den Rücken fallen, wenn die Deutschen kommen, dazu waren die Schmeißer bestimmt."



Am nächsten Morgen um sechs Uhr rollen Panzer durch das Nalewki-Tor ins Getto. Hinter ihnen marschieren auf der Straßenmitte Kolonnen der SS, mit Stahlhelmen auf dem Kopf. Es ist vollkommen still, kein Mensch ist zu sehen, die Häuser, zum Teil mit glaslosen Fenstern, stehen wie ausgestorben. Daß auf den geheimen „Autobahnen zur Erlösung" jüdische Kuriere unterwegs sind und über die Bewegung der Nazitruppen berichten, ahnen die Faschisten nicht. Die Offiziere, die den Zug leiten, sind erstaunt darüber, wie einfach es ist, das Getto zu besetzen. Wahrscheinlich sind die Nachrichten der Agenten und Geheimpolizisten übertrieben. Der Aufmarsch verläuft völlig ungestört, wie auf dem Paradeplatz.

Da, plötzlich, nach einer Viertelstunde, sehen sie, daß auf dem Haus Zamenhofstraße Ecke Milastraße, wie von Geisterhand aufgezogen, eine rote Fahne hochgeht.

In demselben Augenblick fliegen aus allen Häusern, die man bisher für unbewohnt halten konnte, Molotow-Flaschen[11] auf die Panzer, und ein wahrer Hagel von Gewehrschüssen geht auf die marschierende Kolonne nieder. Die Panzer brennen, versuchen zu wenden, bleiben stehen, aus den Öffnungen versuchen verwundete Panzerfahrer herauszuklettern, während die Soldaten an die Hauswände laufen und das Feuer erwidern.

Aber sie kommen nicht weit. Von den Balkons knattern Maschinenpistolen. Die SS-Leute suchen hinter den Wracks der Panzer Deckung, was ihnen wenig nutzt, denn von den Dächern regnet es Granaten und neue Benzinflaschen, es bleibt den Angreifern nichts weiter übrig, als sich zurückzuziehen.

Um neun Uhr, nach drei Stunden, ist der Kampf vorüber, die SS hat das Getto geräumt. Zuletzt schoß Antek mit der linken Hand, weil die rechte verwundet war. Elsa ist an der Schulter getroffen, sie kauern in einem Keller und verbinden sich, so gut es geht. Zum ersten Mal sind Nazis vor Juden geflohen, ein begeisternder Anblick, sie haben ihre Toten zurückgelassen und die brennenden Panzer.

Das ist ein großer Tag für die Juden im Warschauer Getto. Der 19. April 1943. Konars Maschinenpistolen sind in gute Hände geraten. Die Kämpfer umarmen sich, sie tanzen in den Höfen, aber nicht lang, sie haben sich auf neue Kämpfe vorzubereiten, sie wissen, daß die Faschisten wiederkommen und ihren Vernichtungskrieg fortsetzen werden.

---

[10] Maschinenpistolen.

[11] Benzin-Flaschen, die zersprangen und durch Schüsse entflammt wurden.



KREUZWORTRÄTSEL

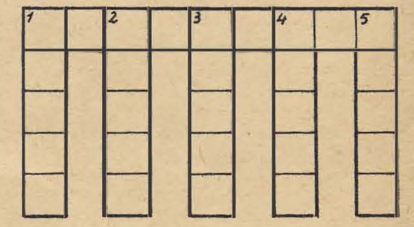
Waagerecht: 1. Fußballspieler des FCV, 7. russ. Dichter der Weltliteratur, 11. Giraffenart, 12. Gruppe der südl. Kalkalpen, 16. Stadt in Thüringen, 21. See in der Sowjetunion, 22. Teil des Geschützes, 25. Saugwurm, 26. Auszeichnung, 27. südamerik. Tee, 28. Überbleibsel, 30. Etagenvorbau, 31. Staat in Vorderasien, 32. Stadt in Ungarn, 33. Gewichtseinheit, 35. Einschnitt, 38. Sänger, 40. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 41. Gebirge in Westbulgarien, 43. deutsche Insel, 44. Warenballen (Plur.), 45. militär. Führungsmittel, 46. russ. Mädchenname, 48. Geschirr für Zugtiere, 50. russ.: Funke, 53. Stadt in Japan, 56. Zahnrad mit kleiner Zähnezahl (Feinmechanik), 58. Baumschmuck, 60. Fluß zur Nordsee, 61. See in Finnland, 63. altoriental. Staat am Tigris, 65. Autor des Romans „Die Heiden von Kummerow", 67. Handwerker, 69. Amtstracht, 71. regelwidrige Stellung beim Fußballspiel, 73. südwestfranz. Hafenstadt, 74. Sachlichkeit, 76. Stadtverwaltung, 78. ital. Arbeiterzeitung, 79. Inselgruppe Südamerikas, 80. Ort an dem sich das von A. Schweitzer gegründete Hospital befindet.

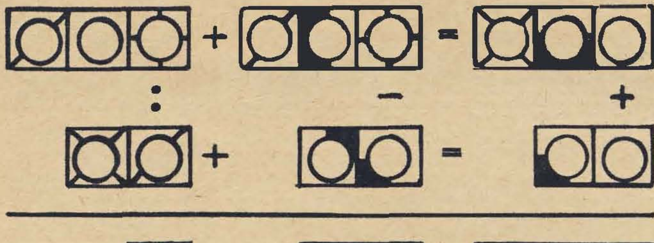
Senkrecht: 2. griech. Buchstabe, 3. Vorhang, 4. Vizepräsident des DTSB, 5. Zeitraum, 6. Verkehrszeichen, 7. schriftl. Aufstellung, 8. Sprengkörper, 9. Name des Löwen in der Tierfabel, 10. Sinnesorgan, 12. Zieleinrichtung, 13. Verkaufsstelle, 14. krankhafte Sucht, 15. seelischer Schwung, 17. Verschlußteil, 18. brachliegendes Grasland, 19. Salzsee im Raum Wolgograd, 20. Dienstgrad, 23. Geheimgericht, 24. Gangart, 27. Nebenfluß des Rheins, 29. bewegl. Sperrenmittel, 34. Strom in Afrika, 35. Getränk, 36. deutscher Literaturkritiker, 37. Heidepflanze, 39. Schneegipfel der Berner Alpen, 40. Weltorganisation, 42. Teil des Baumes, 47. deutscher Physiker (1914 Nobelpreis), 49. österreich. Stadt an der Donau, 51. weibl. Vorname, 52. Abwesenheitsnachweis, 54. Mauervorsprung, 55. Schnepfenstrauß, 56. rumän. Fluß im Banat, 57. Nebenfluß der Donau, 59. Waffenfarbe, 60. Figur aus „Lohengrin", 62. Kunstflugfigur, 64. Auszug aus Pflanzendrogen, 66. Zeit von Mittag zu Mittag, 68. Alpenrandsee, 70. Einhufer, 72. männl. Vorname, 73. Küchengerät, 75. Stadt in Holland, 77. Vorfahr.

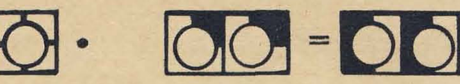
RÄTSELKAMM

Senkrecht: 1. Antennenart, 2. Disziplin im Kegelsport, 3. Verwaltungsbezirk in der UdSSR, 4. militär. Ehrengruß, 5. bekannter Dokumentarfilm-Regisseur.

Nach Einsetzen der fehlenden Buchstaben ergibt die Waagerechte den Namen eines polnischen Freiheitskämpfers, 1871 Oberbefehlshaber der Pariser Kommunarden. Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aa b d eee g h ii kk lll n ooo p rr ss u vv w.







▲

RECHNEN UND RATEN

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer. Gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Karos eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

BUCHSTABENSTREICHEN

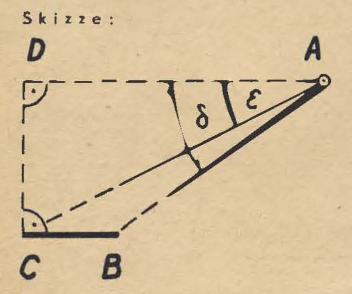
Inder – Emse – Roman – Diele – Polen – Iltis – Schemas – Achtel – Pause – Rübe – Teller – Gent – Manie – Sieben – Lehrer – Rauschen. Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, einen Sinnspruch.

ZUM RECHNEN

Von dem Beobachtungspunkt A (siehe Skizze) wurden die beiden Winkel $\delta = 16°40'$ und $\varepsilon = 12°50'$ zu den Uferpunkten B und C eines Flusses gemessen. B und C liegen in Wasserspiegelhöhe. Bekannt sei die Entfernung BC mit 168 m. Gesucht wird die relative Höhe CD des Beobachtungspunktes A über dem Wasserspiegel auf volle Meter.

Anmerkung: Bei der Berechnung benutze man Tafeln mit mindestens vierstelligen Werten der Winkelfunktionen.

Skizze:

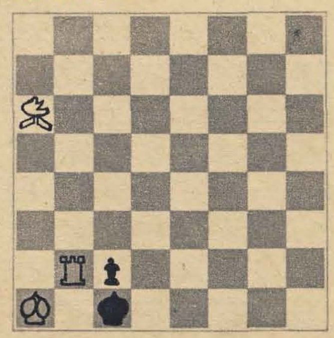


SILBENRÄTSEL

Aus den Silben bar – der – e – elf – es – gen – ger – hen – i – kor – kreis – kro – lek – lom – low – me – mi – nin – ri – richt – rönt – ru – skop – sky – swerd – te – ten – ter – tron sind elf Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Segelflugzeugtyp.

1. Verteidigungsminister der ČSSR, 2. Strafstoß beim Fußballspiel, 3. Schwimmer des ASK Rostock, 4. Meßgerät der Artillerie, 5. opt. Gerät, 6. sowj. wissenschaftl. kosmische Station, 7. span. Arbeiterführerin, 8. erster Präsident der Sowjetmacht, 9. Zubringerschiff, 10. militär. Ehrengeleit, 11. deutscher Physiker, erster Nobelpreisträger für Physik.

SCHACH



Weiß zieht und gewinnt (F. Amelung)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 6/1967

FULLRÄTSEL: 1. Sartre, 2. Sulina, 3. Sucher, 4. Steher, 5. Sektor, 6. Somali. – Suchoi.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Wisla, 4. Tabak, 8. Basis, 12. Sofia, 15. Moor, 16. Motor, 17. Nest, 18. Logau, 19. Radar, 20. Wruck, 21. Adler, 23. Raps, 24. Dukla, 25. Harbig, 26. Silo, 29. Ton, 30. Ise, 32. Nell, 34. Mieder, 37. Reseda, 40. Sana, 42. Dosis, 44. Agent, 46. Rost, 49. Trense, 51. Totem, 52. Statue, 54. Arie, 55. Ecke, 56. Gauss, 57. Tatra, 58. Frei, 59. Elbe, 61. Lanark, 64. Sedan, 66. Ernani, 69. Tara, 72. Saege, 74. Order, 76. Oran, 77. Bakken, 80. Verner, 81. Laib, 83. Kos, 85. Ire, 87. Abel, 90. Napalm, 93. Morse, 94. Peru, 96. Padua, 97. Mosel, 98. Tinos, 99. Sarin, 100. Real, 101. Gizeh, 102. Sekt, 103. Adria, 104. Neman, 105. Rente, 106. Isere. – Senkrecht: 1. Wales, 2. Sigel, 3. Amur, 4. Torpedo, 5. Aras, 6. Amado, 7. Koruna, 8. Bowling, 9. Arras, 10. Inch, 11. Sekans, 12. Stab, 13. Felge, 14. April, 22. Dinar, 27. Isar, 28. Oman, 29. Trio, 31. Ernte, 33. Los, 35. Eder, 36. Este, 38. Eta, 39. Emu, 40. Statut, 41. Nestor, 43. Sterke, 44. Ameise, 45. Eskudo, 47. Adular, 48. Tessin, 50. Saal, 53. Eger, 58. Frank, 59. Ende, 60. Bern, 62. Alk, 63. Ase, 65. Arve, 67. Nora, 68. Nabe, 70. Ala, 71. Abbau, 73. Gasolin, 75. Eriesee, 78. Kalman, 79. Lister, 81. Lepra, 82. Inder, 84. Omega, 86. Reihe, 88. Birke, 89. Linie, 91. Para, 92. Mole, 94. Post, 95. Usti.

IM VERSTECK: Don, Eder, Rom, Wien, Elbe, Gera, Inn, Nil, Delhi, Erlau, Nis, Kura, Oslo, San, Meran, Oka, Somme – Der Weg in den Kosmos.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Malaga, 3. Unita, 5. General, 7. Gera, 9. Soman, 10. Kemi, 11. Berlin, 12. Rate, 14. Genre, 16. Mentoza, 18. Odessa, 19. Manöver. – Senkrecht: 1. Manege, 2. Gage, 3. Ural, 4. Talisman, 6. Nepal, 8. Rakete, 9. Solingen, 12. Radio, 13. Judo, 15. Revolver, 16. Menso, 17. Zama.

ZUM RECHNEN:

$$W_{kin} = W_{pot}$$

$$\frac{m \cdot v^2}{2} = m \cdot g \cdot h$$

$$h = \frac{v^2}{2g}$$

$$= \frac{400\ m^2 \cdot s^2}{s^2 \cdot 2 \cdot 9{,}81\ m}$$

$$h \approx 20{,}4\ m$$

SCHACH: Abbott 1. Dh8! Hinterstellung.

AR-INTERNATIONAL

Am 26. Juli jährt sich zum 14. Male der Angriff kubanischer Patrioten auf die Batista-Garnison Moncada. Der 26. Juli wurde zum Nationalfeiertag des befreiten Kuba.
Unsere sowjetischen Waffenbrüder begehen am 29. 7. den Tag der Sowjetflotte und am 18. 8. den Tag der Luftstreitkräfte.
Dazu unsere herzlichen Glückwünsche.

●

Das Vorhandensein eines Geheimplanes zur Errichtung amerikanischer Raketenbasen in lateinamerikanischen Ländern enthüllte das argentinische Informationsblatt „Prensa confidencial“. Die Autoren des Beitrages wenden sich scharf gegen die „aktive Tätigkeit der USA bei der Stationierung von Raketen“ in abgelegenen, dünn besiedelten Gebieten Lateinamerikas.

●

Mit 250 Kämpfern begann die Befreiungsbewegung von Mozambique (FRELIMO) im September 1964 den organisierten Widerstand gegen die portugiesischen Kolonialisten. Anfang dieses Jahres zählten – bei einer Einwohnerzahl von etwa 6 Millionen Menschen – die regulären Befreiungsstreitkräfte bereits 7000 Mann. Dazu kommen noch rund 3000 Angehörige von Partisaneneinheiten.

●

74 Flugzeuge vom Typ F-86 K lieferte Westdeutschland der reaktionären Regierung Venezuelas zur Forcierung des Kampfes gegen die Partisanengebiete des Landes. Der finanzielle Umfang dieser unmittelbaren Militärhilfe wird auf 100 Millionen Dollar geschätzt.

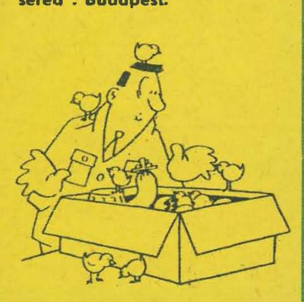
●

Mehr als 120 000 Soldaten verloren die amerikanischen Okkupationstruppen innerhalb von zwei Jahren in Südvietnam. Die südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte unternahmen in den ersten vier Monaten dieses Jahres im Gebiet der Provinz Binh Dinh 488 Angriffsoperationen. Dabei wurden 11055 Soldaten des Feindes außer Gefecht gesetzt.





Soldatenhumor aus „Zolnierz Polski“, Warschau, und „Néphadserea“. Budapest.



GRUSS MIT PFIFF

Jemanden anzupfeifen gilt hierzulande als unfein – wohlgemerkt „zu Lande“. Bei unseren zur See fahrenden Soldaten ist das nämlich anders. Dort ist es üblich, eine „Seite zu pfeifen“; ja es ist sogar Befehl.

Die „Seite“ ist eine Ehrerweisung für bestimmte Offiziere der Volksmarine (z. B. Kommandanten, Abteilungs- und Flottillenchefs) und für hochgestellte Persönlichkeiten außerhalb der Volksmarine.

Betritt jemand, für den Seite zu pfeifen ist, die Stelling (Laufsteg zwischen Schiff und Land), so hat der eigens dafür zuständige Stellingsmaat auf der Bootsmannsmaatenpfeife solange einen trillernden Pfeifton zu geben, bis die betreffende Person die Stelling überschritten und wieder verlassen hat. Ein Pfeifton mit einer „Schleife“ beendet die Ehrerweisung.

Nun kann es vorkommen, daß die Stelling sehr lang ist oder der „Angepfiffene“ sich Zeit läßt. Dann reißt *der* Stellingsmaat alles heraus. der dort, wo bei anderen die Lunge sitzt, einen Blasebalg hat.

Übrigens soll es vor Jahren passiert sein, daß ein hoher Besuch dieses Zeremoniell



Bootsmannsmaatenpfeife
Zeichnung: Els

staunend über sich ergehen ließ, ohne zu ahnen, was es zu bedeuten habe. Verständnislos aber freundlich lächelte er zu dem „Seite“ pfeifenden Maaten hinüber – und blieb auf der Stelling, mitten zwischen Pier und Schiff stehen.

Der Stellingsmaat blies die Wangen auf, trillerte, was die Lungen hergaben, und holte das Letzte aus sich heraus. Verzweifelt gab er schließlich auf, und sein Seemannsherz trauerte ob der Schande, die so unverdient über ihn gekommen war. Sein langgezogener Pfiff endete mit einem jämmerlichen, „abschmierenden“ Ton.

Der hohe Besuch jedoch, offenbar in dem Glauben, alles müsse so sein, setzte nun mit anerkennendem Nicken für die gezeigte Dauerleistung seinen Weg zum Schiff fort.

gel.

FLAGGEN DER VOLKSMARINE



Dienstflagge für Schiffe und Boote der Volksmarine (Grenzbrigade Küste hat am feststehenden Liek einen grünen Längsstreifen)



Dienstflagge für Hilfsschiffe



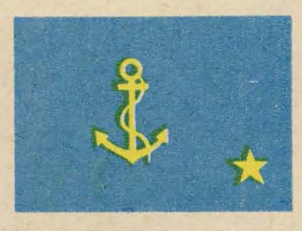
Flagge des Ministers für Nationale Verteidigung



Flagge des Chefs der Volksmarine



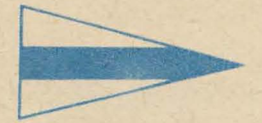
Flagge eines Vizeadmirals



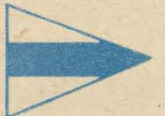
Flagge eines Konteradmirals



Stander eines Brigadechefs



Stander eines Abteilungschefs



Stander eines Gruppenchefs



Kommandantenwimpel



Kommandantenwimpel auf Hilfsschiffen



HEFT 7
JULI 1967
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16 oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 9. Mai 1967.

Fotos: Gebauer (11) Titel, S. 13, 43, 44, 45, 55, 82, 89; Mittelstädt (1) S. 3; John (1) S. 8; Zentralbild (12) S. 14, 15, 17, 22, 24, 25, 27, 53; Archiv/Neues Deutschland (1) S. 16; Nowosti (1) S. 16; Militärbilddienst (1) S. 17; Walzel (3) S. 29; Barkowsky (7) S. 35, 36, 37, 38, Rücktitel; Klöppel (3) S. 48, 79; Progreß (1) S. 50; Fröbus (1) S. 51; Schmidt (1) S. 52; Spislo (6) S. 63, 64, 65, 66, 67; Nasierowska (1) S. 72; Archiv (3) S. 78, 79; Tarotorin (4) S. 82, 83, 84, 85.

TITELBILD: Verlegen von Minen

Finden Sie nicht auch, daß Dagmars Kostüm ein netter Vorschlag für die Sommeruniform der weiblichen Verkehrspolizisten wäre?! Die Mahnung „Augen auf im Straßenverkehr!" könnte getrost gestrichen werden, denn wer würde diese reizende „Weiße Maus" übersehen oder sich ein Rendezvous an der Verkehrsampel entgehen lassen?
„Vollgas – Kurven – Optimismus!" unter diesem schwungvollen Motto wird auf einer DDR-Tournee das Publikum von Eisenach bis Warnemünde in revuehafter Form mit der Sicherheit im Straßenverkehr und den Volkspolizisten, die darüber wachen, vertraut gemacht. Dagmar Graf ist Mitwirkende in diesem Programm der Konzert- und Gastspieldirektion Berlin, der sie seit fast zwei Jahren als festes Mitglied angehört.

STAR-Palette

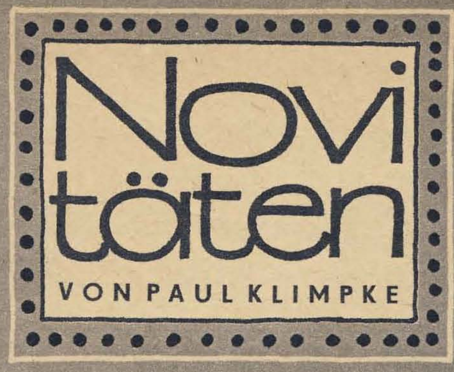


Dagmar Graf

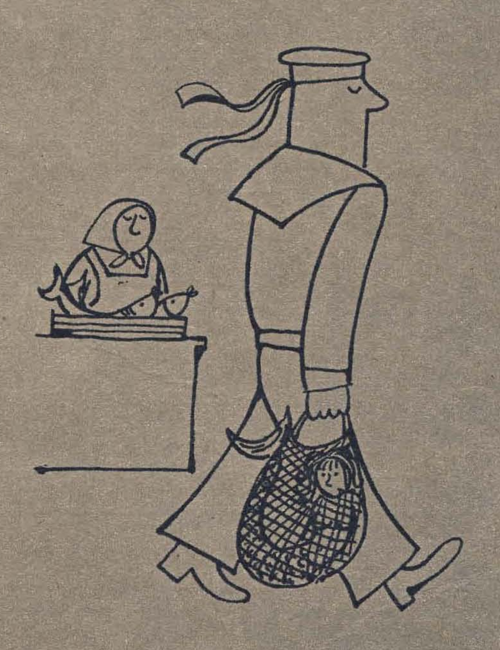
Ihre tänzerische Grundausbildung erhielt sie an einer Magdeburger Ballettschule. Als Tochter eines Schauspielers und einer Ballettmeisterin fand sie für ihren Berufswunsch großes Verständnis im Elternhaus, und noch heute gibt es über alle ihre künstlerischen Aufgaben, Probleme und Pläne viele fachgerechte Diskussionen im Familienkreis.
Dagmar, mit einer besonderen Begabung für Komik, zog es von Anfang an zur heiteren Muse. Sie begann in einem Arbeiter-Laienensemble im Magdeburger Kristallpalast und kam nach bestandener Tanzprüfung an das Steintor-Varieté Halle. Im Berliner Studio für Varietétanz der Konzert- und Gastspieldirektion hatte Dagmar dann Gelegenheit, sich als Tanzsolistin dieses Genres zu qualifizieren. Mit namhaften Choreographen wurden ihre Darbietungen einstudiert, und bald darauf trat sie in den Großstadtbars der DDR und Polens auf.
Mit Freude erinnert sich Dagmar noch an zehn Vorstellungen ihres Weihnachtseinsatzes 1966 bei Einheiten der Grenztruppen. Und jetzt?! – Dagmar nimmt Sprech- und Gesangsunterricht, weil sie mit dem Musical bestimmte Zukunftspläne hat. Kürzlich hat sie ihren ersten Schlager geschrieben: „Du hast so viele Fehler", und singt mit Ingo, der zufällig auch Graf heißt, im Duett. Wem allerdings sie diesen musikalischen Vorwurf macht, hat sie nicht verraten.

Helga Heine













Index 31036


STOP